

V.

Die Ansiedler in Canada.**I. Die Ueberfahrt.**

Es war vor ungefähr fünfzig Jahren, als ein englischer Arzt, Namens Campbell, durch eine Reihe von Unglücksfällen veranlaßt wurde, sein Vaterland mit seiner ganzen Familie zu verlassen, um sich in Canada anzusiedeln. Diese Provinz war damals zwar schon länger als dreißig Jahre im Besitz der Engländer; aber sie war noch äußerst schwach bevölkert, und ihre größere Hälfte nur von wilden Indianerstämmen und reisenden Thieren bewohnt. Da die besten Ländereien in Unter-Canada bereits von älteren Kolonisten in Besitz genommen waren, so mußten alle neuen Ansiedler sich nach Ober-Canada wenden, wo ausgedehnte und fruchtbare, aber noch nicht urbar gemachte Ländereien zu einem sehr mäßigen Preise zu haben waren. In diesem Falle befand sich auch Herr Campbell. Er hatte von dem Ueberrest seines Vermögens einen großen und fruchtbaren Landstrich am nördlichen Ufer des Ontario-Sees gekauft, und bestieg, nachdem er die Ueberfahrt von Liverpool nach Quebec ohne Unfall vollendet hatte, eins der großen Schiffe, welche den Lorenz-Strom befahren, um sich nach seiner neuen Heimath zu begeben.

Ehe wir die Familie auf ihrer Reise begleiten, müssen wir uns mit derselben näher bekannt machen. Herr Campbell war ein ge-

bildeter und rechtschaffner Mann von sanfter Gemüthsart, der seine Frau und seine Kinder auf das zärtlichste liebte. Seine Gattin war von gleicher Herzengüte, aber von größerer Lebhaftigkeit, Entschlossenheit und Festigkeit, und daher vorzugsweise geeignet, alle Schwierigkeiten, denen die Familie entgegenging, zu besiegen. Von den vier Söhnen war der älteste, Heinrich, mehr dem Vater, der zweite, Alfred, mehr der Mutter ähnlich. Heinrich war damals zwanzig Jahre alt, und hatte bereits zwei Jahre die Universität besucht; Alfred war nur ein Jahr jünger, und hatte sich zum Seemann ausgebildet. Der dritte Knabe, Namens William, war zwölf, der vierte, John, zehn Jahre alt; beide waren ruhige, folgsame Kinder, der erstere gewandt und lernbegierig, der zweite langsam und still. Außerdem befanden sich in der Familie zwei Nichten des Herrn Campbell, Marie und Emma, liebenswürdige und sanfte Mädchen von siebzehn und sechzehn Jahren, welche mit der zärtlichsten Liebe die Sorgfalt zu vergelten suchten, mit der ihr Oheim sich ihrer seit dem Tode ihres Vaters angenommen hatte. Endlich hatte Herr Campbell in Quebec einen jungen Jäger, Namens Martin, in seinen Dienst genommen, der die Gegend, in der man sich ansiedeln wollte, genau kannte und durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit weit und breit berühmt war.

Es war gegen Ende des Mai, als die Familie mit Kleidungsstücken, Haus- und Ackergeräth, Waffen und Werkzeug aller Art reichlich versehen, ein Fahrzeug bestieg, welches eine Truppen-Abtheilung nach einem kleinen Fort bringen sollte, das am Ontario-See in der Nähe der neuen Besizung des Herrn Campbell lag. Der Kapitän, der die Abtheilung befehligte, Namens Sinclair, war ein sehr gebildeter junger Mann und eifrig bemüht, seine Reisegefahrten auf der etwas langweiligen Fahrt durch Mittheilungen über ihre neue Heimath zu unterhalten. „Die wildesten Indianerstämme,“

begann er eines Abends, als die ganze Gesellschaft auf dem Berdeck versammelt war, „sind jetzt ausgerottet oder aus Canada vertrieben. Aber ich erinnere mich noch der Erzählungen meines Oheims, der zwanzig Jahre lang mit den Wilden gekämpft, und mir durch seine Berichte ein gar trauriges Bild von dem früheren Zustand des Landes entworfen hat. Der gefährlichste Feind der Engländer war lange Zeit hindurch ein gewisser Pontiac, der Häuptling eines Stammes, welcher sich die Ottavai nannte. Dieser Stamm war zu der Zeit, als uns Canada von den Franzosen abgetreten wurde, bei weitem der mächtigste. Dabei war er sehr eingebildet und hochmüthig, und verlangte die Oberherrschaft über die Gegend nördlich von den Seen; doch benahm er sich höflich gegen die Engländer, oder schien wenigstens so zu sein. Die Franzosen hatten uns bei allen Indianerstämmen in so schlimmen Ruf gebracht, daß sie stets zu Feindseligkeiten geneigt waren und uns haßten, ehe sie uns noch kennen gelernt hatten. Sie haben vielleicht gehört, daß die Franzosen viele Forts erbaut hatten, um durch sie sowohl das Innere des Landes, als auch den Strom und die großen Seen zu beherrschen, und daß alle diese Forts nach der Abtretung des Landes von unsern Truppen besetzt wurden, um die Indianer unter Aufsicht halten zu können. Diese Forts sind in der Regel weit von einander entfernt, und die Verbindung zwischen ihnen ist schwer zu erhalten. Es war im Jahre 1763, als Pontiac die Feindseligkeiten gegen uns begann. Es war sein Plan, uns zuerst, wo möglich, von den Seen zu vertreiben. Das war ein tollkühnes Unternehmen; doch der Indianerhäuptling bewies bei demselben mehr Feldherrntalent, als man erwarten konnte. Seine Kriegsführung bestand, wie die aller Wilden, hauptsächlich in Treulosigkeit und Hinterlist. Durch solche Mittel hoffte er alle unsere Forts zu gleicher Zeit zu überrumpeln, und seine Anordnungen waren so vortrefflich, daß er sich binnen fünf

Tagen im Besitze von zwei Dritttheilen derselben, nämlich von zwölf bis dreizehn Forts, befand. Alle diese Festungen waren durch andere Häuptlinge, aber nach dem von ihm entworfenen Plane erobert worden, weil er nicht bei allen gleichzeitigen Stürmen zugegen sein konnte."

"Ließ er die Garnisonen ermorden, Kapitän Sinclair?" fragte Alfred.

"Den größten Theil derselben ließ er umbringen; einige aber wurden verschont und später um hohe Preise ausgelöst. Damit Sie sehen, wie bedeutende Fortschritte dieser Häuptling im Vergleich mit andern Indianern gemacht hatte, muß ich hier erwähnen, daß er sich zu jener Zeit einer aus Baumrinde gefertigten Art von Münze bediente, die mit seinem Zeichen, dem Bilde einer Otter, versehen war, und daß diese Münzen von allen Stämmen als Zahlung angenommen und später auch von Pontiac richtig eingelöst wurden."

"Das ist wirklich merkwürdig von einem Wilden," bemerkte Frau Campbell; „aber wie hat Pontiac die Einnahme aller dieser Forts ausgeführt?"

"Die meisten derselben wurden durch eine eigenthümliche Kriegslust genommen. Die Indianer sind außerordentlich geschickt in einem Spiele, welches mit einem Ball und einer langen hölzernen Pritsche gespielt wird. Sie theilen sich in zwei Abtheilungen, und jede derselben sucht nun den Ball in ihren eigenen Ring zu bringen. Diesem Spiele geben sich die Wilden mit solcher Leidenschaft hin, daß immer große Summen von beiden Seiten gewettet werden. Den Engländern in den Forts machte die Thätigkeit und Gewandtheit, welche die Indianer bei ihrem Spiel entwickelten, so viel Freude, daß sie sie gewöhnlich zu demselben aufmunterten, wenn sie sich gerade in der Nähe eines Forts befanden. Hierauf baute Pontiac seinen Plan. Seine Krieger waren nämlich angewiesen, ihr Ballspiel unter den

Forts zu beginnen und, nachdem sie kurze Zeit gespielt, ihren Ball in das Fort zu schleudern, worauf Einige durch das nächste Thor eintreten mußten, um sich den Ball wiederzuholen. Nachdem sie dies zwei oder drei Mal gethan und das Spiel immer wieder angefangen hätten, sollten sie dann in größerer Zahl den Ball verfolgen, durch die Thore stürmen, ihre verborgenen Waffen vorholen und die nichts ahnende Garnison niedermegeln."

"Das war bestimmt eine sehr scharfsinnige Kriegslift," bemerkte Emma.

"Und sie hatte, wie ich schon bemerkte, überall Erfolg, drei Forts ausgenommen. Eins, auf welches Pontiac den Angriff selbst leitete, und an dessen Eroberung ihm am meisten lag, war dasjenige, in welchem mein Oheim garnisonirte. Doch dieser Angriff mißlang, und zwar durch einen sehr eigenthümlichen Umstand. Es befanden sich dort etwa dreihundert Mann, als Pontiac mit einer großen Anzahl von Indianern ankam und unter den Wällen lagerte; aber er hatte seine Krieger so mit Weibern und Kindern vermischt und brachte so viele Gegenstände des Tauschhandels mit, daß kein Verdacht gegen ihn geschöpft wurde. Ueberdies hatte die Garnison nichts von der Einnahme der andern Forts gehört, welche bereits statt gehabt hatte. Die ungewöhnliche Anzahl von Indianern wurde zwar dem Major, welcher das Fort befehligte, gemeldet; allein dieser war ohne allen Argwohn. Pontiac schickte, als sein Lager angeschlossen war, ein Schreiben an den Major, in welchem er um eine Unterredung bat, um, wie er sagte, die Freundschaft zwischen den Indianern und den Engländern fester zu knüpfen. Der Major willigte ein, und bestimmte den nächsten Tag zum Empfange Pontiacs und der übrigen Häuptlinge."

"Unter den Indianern befand sich ein Weib, welches schon vor längerer Zeit den Auftrag erhalten hatte, den Major aus einem

merkwürdig schön gezeichneten Felle eines Elenthiers ein Paar Mokassins oder indische Schuhe zu verfertigen. Als ihm das Indianische Weib die Mokassins mit dem Ueberrest des Fells brachte, war der Major so erfreut darüber, daß er sie aufforderte, ihm aus demselben Felle noch ein zweites Paar zu machen, und zugleich hinzufügte, sie könne die Ueberbleibsel des Fells für sich behalten. Sobald das Weib diesen Auftrag erhalten hatte, ging sie von dem Major weg; aber anstatt das Fort zu verlassen, blieb sie zögernd darin, bis sie bemerkt und dann gefragt wurde, warum sie nicht gehe. Sie erwiderte, daß sie die Ueberbleibsel des Fells gern zurückgeben möchte, weil sie von so großem Werthe seien, und als dies seltsam erschien, erklärte sie auf abermaliges Fragen, daß sie, wenn sie mit diesem Felle wegginge, nie mehr im Stande sein würde, zurückzukehren. Der Major ließ jetzt das Weib vor sich rufen, um die Ausdrücke, welcher sie sich bedient hatte, aus ihrem Munde zu hören, und es ward ihm klar, daß sie nur durch Furcht abgehalten wurde, ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Als sie endlich in die Enge getrieben, dann wieder ermuthigt und des Schutzes versichert worden war, eröffnete sie dem Major, daß Pontiac und seine Häuptlinge morgen unter dem Vorwande, mit ihm zu sprechen, in das Fort kommen würden, daß sie die Läufe ihrer kurzen Flinten abgenommen haben würden, um sie unter ihren leinenen Kitteln zu verbergen, und daß es ihre Absicht sei, auf ein von Pontiac gegebenes Zeichen den Major und alle bei der Unterredung befindlichen Offiziere zu ermorden, während die anderen Krieger mit verborgenen Waffen unter dem Vorwande des Handels in das Fort kommen und die Garnison angreifen und niedermegeln sollten.“

„Sobald der Major diese Eröffnung erhalten hatte, that er alles Mögliche, um das Fort in Vertheidigungsstand zu setzen, und traf jede erdenkliche Vorsorge. Er machte seine Offiziere und Soldaten

mit dem Vorhaben der Indianer bekannt, theilte den Offizieren mit, wie sie sich bei der Zusammenkunft zu benehmen hätten, der Garnison aber, wie sie die angeblichen Verkäufer behandeln sollte. Als es zehn Uhr war, kam Pontiac mit sechs und dreißig Häuptlingen und mit einem großen Gefolge von Kriegeren zu der Unterredung in das Fort. Alle wurden mit großer Artigkeit empfangen. Pontiac hielt die Anrede; als er aber im Begriff war, dem Major ein Geschenk zu überreichen, was nach der Mittheilung des indianischen Weibes für die Häuptlinge und die Krieger das Signal war, das Niedermegeln zu beginnen, zogen der Major und die Offiziere ihre Degen halb aus den Scheiden, und die Soldaten erschienen mit geladenen Musketen und aufgezplanten Bajonetten außen vor dem Berathungszimmer. Pontiac, so tapfer er war, wurde blaß und erkannte, daß er verrathen war; doch machte er noch einen Versuch, den Verdacht von sich abzuwenden, indem er seine Rede mit mehrfachen Versicherungen der Ergebenheit endigte. Der Major erklärte, statt seine Rede zu erwiedern, daß er von seinem mörderischen Vorhaben Kunde habe. Pontiac verneinte dieses; der Major aber ging auf den Häuptling zu, schob seinen Mantel auf die Seite, zeigte auf den kurzen Flintenlauf, und entließ Pontiac und die übrigen Häuptlinge, ohne ein Wort weiter zu sprechen. Als Pontiac sich entschuldigen wollte, befahl er ihm, das Fort auf der Stelle zu verlassen, weil er sonst nicht im Stande sein würde, die Wuth der Soldaten zurückzuhalten, welche ihn und alle seine im Fort befindlichen Krieger niedermegeln wollten. Pontiac und seine Häuptlinge warteten eine zweite Ermahnung nicht ab, sondern eilten, so schnell als möglich zu dem Thor hinauszukommen."

„Die nächste Gefahr war abgewendet; aber jetzt begannen die Indianer das Fort zu belagern und ihm jede Verbindung mit Unter-canada abzuschneiden. Der Gouverneur machte mehrere Versuche,

dem Major eine Verstärkung an Truppen nebst Munition und Lebensmitteln zukommen zu lassen, aber vergeblich. Endlich sandte er seinen eignen Adjutanten ab, der sich mit zweihundert und fünfzig Mann in das Fort werfen sollte. Dieser machte kurz auf einander mehrere Angriffe auf die Lager der Indianer; aber Pontiac hatte Nachricht von seinem Vorhaben erhalten, legte ihm einen Hinterhalt und brachte den Truppen eine solche Niederlage bei, daß der Anführer selbst erschlagen wurde. Pontiac schnitt ihm darauf den Kopf ab, steckte ihn auf einen Pfahl, und pflanzte diesen vor dem belagerten Fort auf."

"Das ist zu viel für des Majors Ehrgefühl!" rief Alfred aus. "Hätte er Pontiac bei der Zusammenkunft als Gefangenen zurückbehalten, so hätte dieses Alles nicht stattgefunden."

"Ich pflichte Ihnen bei," entgegnete Kapitän Sinclair. "Es hieß in der That einen Wolf loslassen; aber der Major war in der Meinung, recht zu handeln, und er kann daher nicht getadelt werden. Nach der Niederlage des Adjutanten war die Entsetzung des Forts schwieriger als je, und die Garnison litt schrecklichen Mangel. Verschiedene Schiffe, welche zur Unterstützung derselben ausgesandt worden waren, fielen in Pontiacs Hände, und dieser behandelte die Mannschaft mit entsetzlicher Grausamkeit. Die Besatzung war durch das beständige Wachen und den Mangel an Lebensmitteln schon sehr zusammengeschmolzen, und Diejenigen, welche noch Dienste thun konnten, waren den größten Entbehrungen preisgegeben. Zuletzt kam ein Schooner mit Unterstützung herangesegelt, und Pontiac griff ihn, wie gewöhnlich, mit seinen Kriegern in ihren Kanoes an. Der Schooner war gezwungen, Reißhaus zu nehmen, aber die Indianer verfolgten ihn, und ihr unaufhörliches Feuern verwundete fast die ganze Mannschaft, bis zuletzt der Schooner geentert und genommen wurde. Als die Wilden in großer Zahl an den Schiffswänden

hinaufgeklettert waren, befahl der Kapitän des Schiffs, der ein muthiger Mann und fest entschlossen war, nicht in die Hände der Indianer zu fallen, einem der Kanoniere, Feuer in das Pulvermagazin zu werfen und Alles in die Luft zu sprengen. Diesen Befehl hörte einer von Pontiacs Häuptlingen, der Englisch verstand, rief ihn seinen Landsleuten zu, und sprang vom Schiffe. Die anderen Wilden folgten ihm und eilten in ihre Kanoes, oder schwammen so schnell als möglich vom Schiffe weg. Der Kapitän benutzte den günstigen Wind, und gelangte wohlbehalten an das Fort. So wurde die Garnison mit Lebensmitteln versehen; das Fort aber war durch den Muth dieses einzigen Mannes vom Untergange gerettet, denn wenige Tage darauf mußten die Indianer aus Mangel an Lebensmitteln die Belagerung aufheben."

"Sie sagen, daß Pontiac jetzt todt ist, und Martin hat uns dasselbe erzählt. Auf welche Weise ist er denn umgekommen, Kapitän Sinclair?" fragte Frau Campbell.

"Er wurde durch einen Indianer getödtet, aber es ist schwer zu sagen, warum. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er mit uns Freundschaft geschlossen, und eine Pension von der Regierung erhalten; aber es scheint, daß zuletzt sein Haß gegen die Engländer wieder erwachte, und daß er bei einer von den Indianern gehaltenen Berathung den Vorschlag machte, uns aufs neue anzugreifen. Nachdem er gesprochen hatte, stieß ihm ein Indianer sein Messer durch das Herz; aber es ist schwer zu bestimmen, ob die That einem Privathasse, oder der Absicht zuzuschreiben ist, die Wiederholung eines Krieges zu vermeiden, durch den die Stämme schon so sehr zusammenschmolzen waren. Eines ist gewiß, daß die Abneigung der Indianer gegen die Engländer zum größten Theil mit ihm zu Grabe gegangen ist."

2. Die Ankunft.

Es würde zu viel Raum wegnehmen, wenn ich alles das erzählen wollte, was sich während der langwierigen Fahrt ereignete. Hier und da war man gezwungen, zu landen und die ganze Schiffsladung in kleine Böte zu schaffen; nicht selten fuhr das Schiff auf eine Sandbank und mußte dann mit großer Anstrengung wieder losgemacht werden; oft auch mußte man sich mit den einfachsten Lebensmitteln begnügen, namentlich als man in die nur schwach bevölkerten Gegenden von Ober-Canada kam. So wuchsen die Entbehrungen und die Beschwerden mit jedem Tage, bis man endlich in dem Fort, welches das Ziel der Reise war, anlangte. Der Kommandant empfing die Familie, die sich in seiner Nachbarschaft ansiedeln wollte, mit der freundlichsten Aufmerksamkeit, überließ ihr die besten Zimmer in seinem Hause, und sorgte auf das zuvorkommendste für alle ihre Bedürfnisse. Als Herr Campbell seine ganze Familie um sich versammelt sah, begann er mit bewegter Stimme: „Mein theures Weib und meine geliebten Kinder! Es hat dem Allmächtigen gefallen, uns wohlbehalten über das stürmische Meer und durch das öde Land hierher zu führen, und wir sind nur noch wenige Meilen von dem Ort unsrer Bestimmung entfernt. Aber laßt uns nicht glauben, daß jetzt die Gefahren und Beschwerden für uns beendigt sind. Im Gegentheil, ich fühle, daß diese nun erst beginnen werden, daß große Anstrengungen und Entbehrungen uns bevorstehen. Laßt uns nun unser ganzes Vertrauen in die Vorsehung setzen, welche uns bisher so gnädig beschützt hat; laßt uns gerade in der Wildniß, wo wir aller menschlichen Hülfe entbehren, auf Gott bauen und ihm vertrauen! Laßt uns, was auch über uns kommen mag, nicht den Muth verlieren oder zaghaft werden im Dulden, sondern vielmehr auch in den traurigsten Tagen auf die Barmherzigkeit und die

Macht dessen hoffen, der uns von allem Uebel befreien kann!" Herr Campbell schloß mit einem inbrünstigen Gebet, und als er geendet hatte, waren die Herzen Aller so voll, daß sie sich, nachdem sie seinen Segen empfangen und einander mit einem stillen Händedruck gute Nacht gewünscht hatten, ohne ein Wort zu sprechen nach ihren Lagerstätten zurückzogen.

Am andern Morgen war die Gesellschaft, nachdem sie sich durch einen ruhigen Schlaf auf guten Betten gestärkt hatte, schon früh auf den Beinen. Kurz nach sieben Uhr waren Alle auf dem Wall des Forts versammelt, von wo sie die Landschaft übersehen, die wahrhaft schön und malerisch war. Vordem, so erzählte man ihnen, war der See ein endloses Meer gewesen, das sich am Horizont verlor; jetzt konnte man seine Breite überschauen, und seine Ufer waren mit kleinen Eilanden bedeckt, die, voll grünen Laubes, auf dem glänzenden Wasser zu schwimmen schienen. Auf der andern Seite erblickte man die zum Fort gehörenden Felder, Gärten und Wiesen, hinter denen ein endloser Wald sich ausbreitete. Eine Heerde Rindvieh graste auf einem Theil des angebauten Landes; die Felder aber waren mit grünen Hecken eingehegt. Hier und da sah man ein hölzernes Haus, das zum Schutze für das Vieh während des Winters diente, und in der Entfernung von einer halben Meile war ein kleines Fort, mit hohen Pallisaden umgeben, welches für die mit der Bewachung des Rindviehs Beauftragten im Falle der Gefahr oder eines Ueberfalls als Rückzug und Sicherheitsort diente. Nahe an dem Fort goß ein reißender Strom, der, wenn er austrat, die Felder weithin erfrischte, sein Wasser in den See, indem er in seinem reißenden Laufe eine Menge von Bäumen und Gesträuchen mit sich führte. Die Sonne schien glänzend, die Spechte flohen von Baum zu Baum oder auf die Geländer der Gehege, große Fischreier flat-

terten über dem Strom auf und nieder, und das Zwitschern und der Ruf anderer Vögel ließ sich von allen Seiten hören.

„Das ist herrlich, nicht wahr, meine Kinder?“ sagte Frau Campbell. „Gewiß kann das Ungemach, in einer solchen Gegend zu leben, nicht so groß sein.“

Eine Einladung zum Frühstück brach die Unterhaltung ab. Im Laufe des Tags waren Heinrich und Alfred, unterstützt von Kapitän Sinclair und dem Jäger Martin, emsig bemüht, die beiden Fahrzeuge mit den Vorräthen, Zelten, Kisten und Lebensbedürfnissen, welche sie mit sich gebracht hatten, zu beladen. Herr und Frau Campbell waren unterdeß mit den Mädchen beschäftigt, die zum unmittelbaren Gebrauch bei ihrer Ankunft auf ihrer Besizung nothwendigen Gegenstände auszuwählen und einzupacken. Am Abend waren Alle so ermüdet, daß sie sehr zeitig zu Bette gingen, damit sie am folgenden Tage recht früh zur Einschiffung bereit wären.

Am nächsten Morgen ging die ganze Gesellschaft nach einem Frühstück, welches der gefällige Oberst und die andern Offiziere gegeben hatten, an das Ufer des Sees, und schiffte sich in dem Boote des Kommandanten, welches für sie hergerichtet worden war, mit Kapitän Sinclair ein. Martin, Alfred und Heinrich bestiegen mit den Hunden, die man unterwegs auf den Rath des Kapitäns gekauft hatte, ein andres Fahrzeug, welches mit dem Korporal und den zwölf Soldaten bemannt war, die der Kommandant Herrn Campbell mitgab, um ihm beim Bau des Hauses zu helfen. Das Wetter war wunderschön, und sie fuhren besten Muthes ab. Die Entfernung zu Wasser betrug noch nicht eine Meile, während sie zu Lande fast zwei ausmachte, und in einer Stunde lief das Boot des Kommandanten in die Bucht ein, an welcher die Besizung lag.

8. Die Ansiedelung.

„Das ist also das Land, welches Ihre zukünftige Residenz sein wird!“ sagte Kapitän Sinclair, indem er mit seiner Hand auf das Ufer zeigte. „Da, wo der Bach in den See mündet, ist Ihre östliche Gränze; das Land auf der andern Seite ist das Eigenthum eines alten Jägers, Namens Malachi. Sie sehen dort sein kleines hölzernes Haus, nicht viel größer als eine indianische Hütte, und das Stück mit indianischem Korn, das da aus dem Grund hervortritt, der mit einem Gehege eingefast ist. Dieses Stück Land scheint für ihn von keinem Nutzen zu sein, da er kein Rindvieh hat. Er ist auch kein Freund vom Ackerbau oder von der Viehzucht, sondern ausschließlich mit der Jagd beschäftigt. Bei dieser Lebensart ist er so verwildert, daß er jetzt mehr einem Indianer als einem Engländer gleicht, namentlich seitdem er ein indianisches Weib genommen hat. Uebrigens aber ist er ein gutmüthiger Mann, von dem Sie nichts zu befürchten haben, der Ihnen sogar künftig noch von großem Nutzen sein kann.“

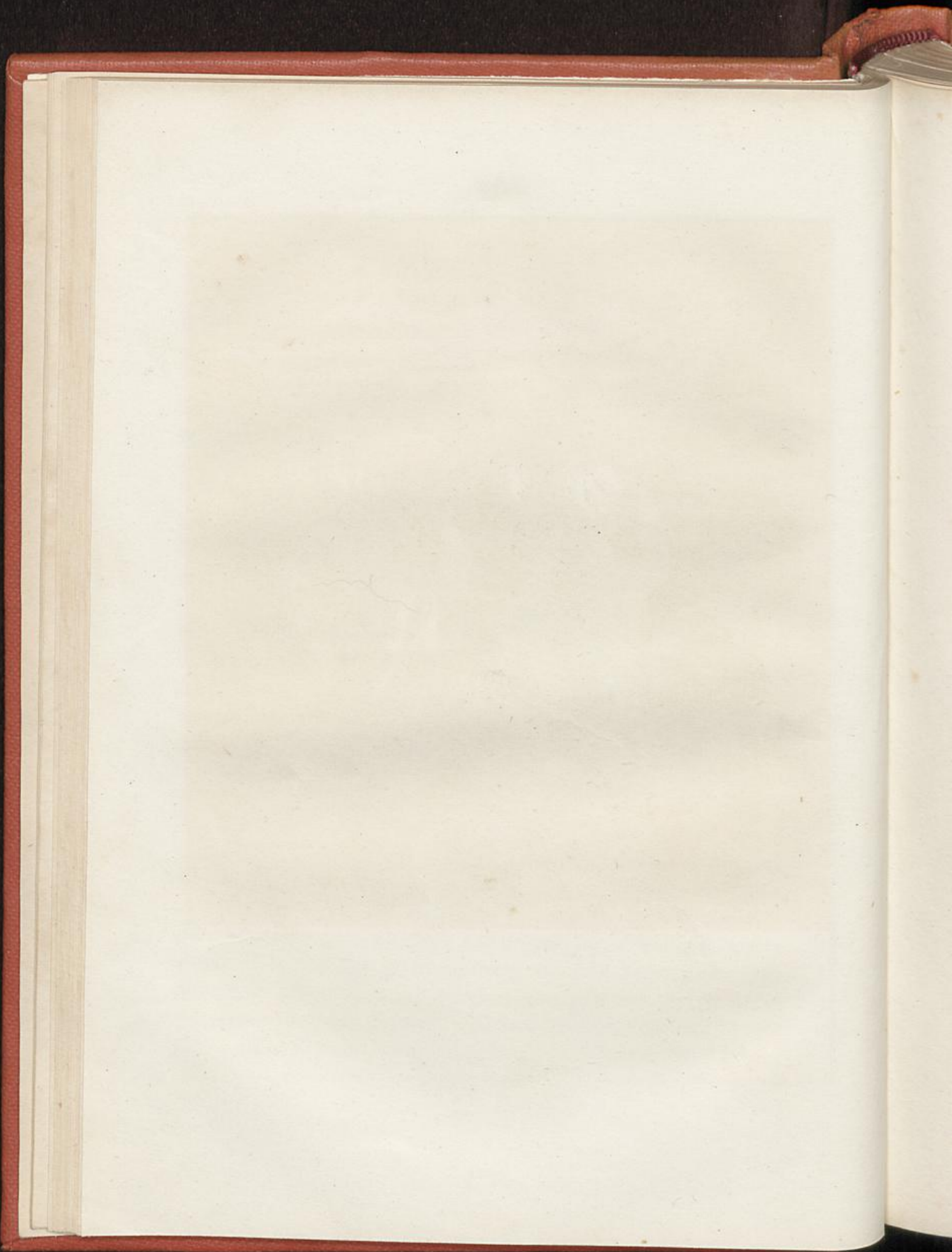
„Das ist schön,“ rief Marie lachend, „daß wir hier auch weibliche Gesellschaft haben werden; darauf hatte ich nicht gerechnet.“

„Ich kann Sie versichern,“ erwiderte Sinclair, „daß Sie in dem Weibe des Jägers eine sehr wohlgezogene Frau kennen lernen werden. Zwar habe ich sie noch nicht gesehen, aber ich weiß, daß alle indianischen Weiber von sanfter und bescheidner Sinnesart sind.“

Das Boot des Kommandanten war vor dem andern Fahrzeug eine Strecke voraus, und stieß jetzt an das Ufer. Einige Minuten später langte auch das andre Schiff an, und bald darauf waren Alle ausgeschifft und standen auf einem Hügel, von dem sie ihr neues Eigenthum übersehen konnten. Es war ein Landstrich von ohngefähr dreißig Morgen, welcher sich längs der Ufer des Sees hinzog,



Die Ansiedelung.



und eine natürliche Prairie oder eine mit kurzem, schönem Grase bewachsene Wiese bildete. Das Land unmittelbar hinter der Wiese war auf dreihundert Ellen weit mit Gebüsch bedeckt, und an dieses reihte sich ein dunkler und undurchdringlicher Wald von hohen Bäumen an, welcher die Aussicht auf die Landschaft beschränkte. Das Gut des alten Jägers jenseit des Baches enthielt dieselbe Abtheilung und war in gewisser Beziehung nur eine Fortsetzung des dem Herrn Campbell gehörigen Theils.

Sobald man das Land im Augenschein genommen hatte, eilte Alles an die Arbeit. Während Herr Campbell und der Kapitän die passendste Stelle für das Haus aussuchten, ging Martin mit mehreren Soldaten in den Wald, um das Fällen des Holzes zu beginnen; Heinrich und Alfred schlugen die Zelte auf, in denen man bis zur Vollendung des Hauses wohnen wollte; Frau Campbell aber leitete die Ausschiffung des Gepäcks, mit der die übrigen Soldaten beschäftigt waren. Die beiden Mädchen und die beiden jüngeren Knaben gingen, da es für sie in dem Augenblick noch nichts zu thun gab, am Ufer des Baches dem Walde zu. „Ich wollte, ich hätte meine Angeln bei mir!“ rief plötzlich John, indem er das Wasser betrachtete.

„Siehst Du Fische in dem Fluß?“ fragte Emma, welche ihm folgte.

„Ja wohl,“ erwiderte John, der immer weiter am Ufer hinlief. Plötzlich stand er unbeweglich, und deutete auf eine Figur am andern Ufer des Baches, welche fest und regungslos da stand, wie er selbst. Die beiden Mädchen standen still, und gewahrten einen in Thierfelle gekleideten Mann, der sich auf eine lange Flinte lehnte und seine Augen auf sie richtete. Sein Gesicht war braun und so dunkel, daß es schwer war, zu sagen, ob er von indianischer Abstammung wäre oder nicht.

„Das muß der Jäger Malachi sein, Emma,“ sagte Marie; „er ist nicht wie die Indianer gekleidet, welche wir in Quebec sahen.“

„Er muß es sein,“ entgegnete Emma; „wollen wir nicht mit ihm sprechen?“

„Laß uns noch warten und zusehen,“ versetzte Marie.

Sie warteten einige Minuten, aber der Mann sprach kein Wort und veränderte auch seine Stellung nicht.

„Ich will mit ihm sprechen, Marie,“ sagte Emma endlich. „Mein guter Mann, nicht wahr, Sie sind der Jäger Malachi?“

„Das ist mein Name,“ entgegnete der Jäger mit dumpfer Stimme; „aber woher sind Sie und was machen Sie hier? Ist es ein Spaß, den die Soldaten aus dem Fort sich hier machen, oder was ist es, was all' diese Störung verursacht?“

„Störung? Allerdings machen wir einen großen Lärm, aber nicht zum Spaß, sondern weil wir uns hier ansiedeln und Ihre Nachbarn werden wollen.“

„Hier ansiedeln? Was meinen Sie denn, Sie junge Frauenzimmer? Hier ansiedeln! — Ich will nicht bei Menschen wohnen, und kann also hier keine Ansiedler brauchen. Sie werden sich hier nicht ansiedeln!“

„Ja, wir, gewiß! Kennen Sie nicht Martin, den Schlingensteller? Der ist mit uns gekommen, und ist gegenwärtig im Walde beschäftigt, um Holz zu einem Hause zu fällen. Weißt Du, Marie,“ fuhr Emma mit leiser Stimme gegen ihre Schwester gewendet fort, „ich bin über diesen Mann sehr erschrocken, und darum spreche ich so höflich mit ihm.“

„Martin! Ja, ich kenne ihn,“ entgegnete der Jäger, der ohne weitere Umstände sein Gewehr aufnahm, sich umwendete und in der Richtung nach seinem Hause abging.

Als die Mädchen mit den beiden Knaben an das Ufer des

Sees zurückkehrten, fanden sie Alles in größter Thätigkeit. Die Zelte waren aufgeschlagen, die Kisten ausgeschiffet und eine warme Mahlzeit bereitet. Nach dem Abendessen zogen sich Alle in die verschiedenen Zelte zurück. Ein Mann war als Schildwache aufgestellt und die Hunde an verschiedenen Orten vertheilt, um Lärm zu machen, wenn irgend eine Gefahr nahte. Dies war aber nicht zu fürchten, da die Indianer in der Nachbarschaft des Forts sich schon seit langer Zeit ganz ruhig verhielten, und wilde Thiere sich in jenen Gegenden nur im Winter zu zeigen pflegten. So ging denn die Nacht ganz ruhig vorüber.

Die folgenden Tage vergingen wie der erste, indem man eifrig an dem Hause baute und die mitgebrachten Thüren und Fenster einpaßte. Während dieser Zeit hatte Martin verschiedene Zusammenkünfte mit dem alten Jäger, der fest entschlossen war, sich in größerer Entfernung von den neuen Ansiedlern eine neue Hütte zu bauen, und zu dem Ende sein Eigenthum an Herrn Campbell zu verkaufen. Geld hatte er zwar nicht, indessen war es ihm in seiner Einsamkeit auch völlig unnütz; dagegen waren Flinten, Schießpulver, Blei, Leinwand und Taback Gegenstände, die er nöthig brauchte, und die er also gegen seine Besizung einzutauschen suchte. Während man hierüber unterhandelte, wurde zwischen dem alten Jäger und John eine innige Freundschaft geschlossen. Wie dieses zuging, war schwer zu ermitteln, indem Beide sehr wortkarg waren; das aber war gewiß, daß John so oft als möglich an den Strom ging und selten zur Mahlzeit zu Hause war. Martin ermittelte, daß er den größten Theil des Tages in der Hütte des alten Jägers zubrachte; er fügte aber hinzu, daß man sich deshalb nicht zu ängstigen brauche, und so war denn die Familie zufrieden gestellt.

„Aber was thut er denn dort, Martin?“ sagte Frau Campbell, als sich die Gesellschaft zum Abendessen im großen Zelt versammelte.

„Er sieht zu, wie der alte Jäger seine Gewehre putzt, läßt sich von ihm zeigen, wie sie zusammengesetzt sind, übt sich im Schießen und fängt Forellen. Das sind gar nützliche Dinge, die ein Knabe nicht früh genug lernen kann.“

Während sie so sprachen, trat der alte Malachi mit John in das Zelt, setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, und nahm seine Flinte zwischen die Kniee. Er kam, um mit Herrn Campbell den Handel abzuschließen, und bat, indem er die Hand auf Johns Kopf legte, daß man ihm den Knaben mitgeben möchte, damit er einen Jäger aus ihm bilden könnte.

„Wir können ihn nicht entbehren,“ entgegnete Herr Campbell; „aber er soll Sie besuchen, so oft Sie es wünschen.“

„Gut,“ sagte Malachi; „wenn das ist, so will ich meine Hütte auch nicht allzu weit von Ihrem Hause aufschlagen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich, und John folgte ihm, ohne mit seinen Eltern und Brüdern gesprochen zu haben.

„Sie sehen, wie sehr der Knabe an dem Alten hängt,“ sagte Martin. „Lassen Sie ihn also zu ihm gehen, so oft er will. Sie haben dadurch noch den Vortheil gewonnen, daß Malachi Ihr Freund wird und Ihnen in jeder Gefahr beisteht.“

4. Erste Arbeiten.

Nach einem Zeitraum von sechs Wochen, während dessen die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt wurde, war ein großes hölzernes Haus aufgerichtet und wohl verkleidet; auch die Fenster und Thüren waren angebracht, und das Dach auf den starken Balken von

Birkenholz befestigt. Das Haus bestand aus einem großen Raum, der als Speisezimmer diente, einer Küche nebst einem geräumigen Vorplazze, einem kleinen Unterhaltungszimmer und drei Schlafgemächern. Alle Zimmer hatten hölzerne Fußböden, und die meisten waren außerdem an den Wänden hin mit Holz verkleidet. Das Zimmer für die vier Söhne war sehr geräumig, und enthielt auch zwei Gastbettstellen; die beiden andern, für die zwei Mädchen und für Herrn und Frau Campbell bestimmten, waren viel kleiner. Bevor das Haus halb gebaut war, wurde ein großes Nebengebäude angefügt, welches dazu diente, alle Geräthschaften und sonstigen Gegenstände, welche Herr Campbell mitgebracht hatte, aufzunehmen, und über diesem Magazin wurde ein Kornboden angebracht. Das Innere des Hauses war noch nicht ganz eingerichtet, als schon die Geräthschaften und die Betten hineingebracht wurden; aber so rauh es darin noch ausseh, so waren die Zimmer doch den Zelten vorzuziehen, in welchen man von den Moskitos aufs äußerste geplagt wurde. Außerdem war der Vortheil gewonnen, daß die Geräthschaften nun vor jedem Unwetter gesichert waren. Die Zimmerleute waren noch immer emsig bemüht, das Innere des Hauses zu vollenden, und der übrige Theil der Mannschaft war damit beschäftigt, ein großes Gehege und Balken zu hohen Pallisaden vorzurichten, mit denen man die Gebäude umgeben wollte. Martin war nicht träge gewesen. Die Hauptseite des Hauses war gerade gegen das Gebüsch gerichtet, das sich an die Prairie anreihete. Dieses Gebüsch hatte Martin so gelichtet, daß man hinlängliche Holzvorräthe für den Winter besaß. Ferner wurde dafür gesorgt, daß die vier Kühe, welche man auf dem Fort gekauft hatte, während des Winters in dem kleinen Gebäude auf der andern Seite des Flusses untergebracht werden konnten, welches bisher von dem alten Malachi bewohnt gewesen war. Auch dieses Häuschen wurde mit einer hohen Holzein-

fassung umgeben. Der Kommandant hatte wahrhaft gefällig die besten Milchkühe ausgesucht, und Marie und Emma hatten bereits gelernt, die Thiere zu füttern und zu melken. Zur Verbindung des Kuhstalls mit dem Wohnhause wurde eine Brücke über den Fluß geschlagen.

Malachi hatte sich in einer Entfernung von drei bis vier Stunden mitten im dichtesten Walde eine neue Hütte gebaut, um hier sein Jägerhandwerk ungestört betreiben zu können. Am nächsten Sonntag machten sich die beiden Mädchen, von Alfred und John begleitet, auf den Weg, um die Frau des alten Jägers kennen zu lernen. Sie fanden in ihr ein freundliches, sanftes Weib von etwa achtzehn Jahren. In der Sprache der Indianer hieß sie die Erdbeerpflanze; eben so schön und poetisch, wie ihr Name, war alles, was sie sprach, und in allen Bewegungen zeigte sich die größte Natürlichkeit und Anmuth. Nachdem die beiden Mädchen das junge Weib mit mehreren Kleinigkeiten beschenkt und sie aufs freundlichste zu sich eingeladen hatten, kehrten sie, hoch erfreut über die neue Bekanntschaft, nach Hause zurück. John besuchte seitdem den alten Jäger fast in jeder Woche, übte sich unter seiner Anleitung im Schießen, und brachte seinen Eltern bald einen Truthahn, bald ein Reh, das er geschossen.

Unterdeß waren alle Arbeiten in Haus und Garten vollendet worden, und Kapitän Sinclair war mit seinen Soldaten in das Fort zurückgekehrt, nachdem er der liebenswürdigen Familie das Versprechen gegeben hatte, daß er sie so oft als es seine Zeit erlaubte besuchen würde. Einige Tage später standen in dem neuen Hause alle Sachen an ihrem Plage, und die Familie begann, sich etwas behaglicher zu fühlen; denn es war ein Grad von Regelmäßigkeit und Ordnung eingetreten, welcher während der Anwesenheit der Soldaten und deren Beschäftigung nicht erreicht werden konnte. Alfred,

Heinrich und Martin gingen jetzt täglich auf die Jagd, und kehrten nie heim, ohne Wildpret aller Art mitzubringen. William besorgte das Geflügel und die Ferkel, holte Wasser aus dem Flusse und Holz aus dem Schuppen, und verrichtete andre häusliche Arbeiten. Marie und Emma melkten die Kühe, und leisteten dann ihrer Mutter während des Tages im Waschen und dergleichen Hülfe. Herr Campbell unterrichtete William, arbeitete in dem Garten und half sonst, wo es nöthig war; aber er war in den Jahren zu weit vorgeückt, als daß er sich hätte schweren Arbeiten unterziehen können. John war fast immer abwesend, und schweifte mit Malachi in den Wäldern umher. War man mit Wildpret reichlich versehen, so waren Heinrich, Alfred und Martin während des ganzen Tags beschäftigt, Bäume zu fällen und das Land auszuroden; wenn sie aber auszogen, um für Nahrung zu sorgen, so brachten sie Hirsche, Rehe, wilde Truthähne oder anderes Wild zurück, welches dann nebst einem Stück gesalzenen Schweinefleisches und den Fischen, die man in den Seen fing, für den Unterhalt der Familie hinreichend war. William hatte die Erlaubniß erhalten, bisweilen mit auf die Jagd zu gehen, und bekam bald die nöthige Uebung in der Handhabung des Schießgewehrs.

Jeden Morgen um halb fünf Uhr standen Alle auf; um sechs Uhr waren sie bei dem Gebete versammelt, und dann ging es zum Frühstück. Um ein Uhr wurde zu Mittag gespeist, und um sieben Uhr Abends der Thee und das Abendessen zu gleicher Zeit eingenommen. Um neun Uhr begab man sich zu Bette. Auf diese Weise glich ein Tag dem andern, und die Zeit entfloß so schnell, daß Alle sich wunderten, wenn der Sonntag schon wieder da war. Die Bücher, welche Frau Campbell ausgesucht und mitgenommen, und dann in dem Sprachzimmer aufgestellt hatte, waren bisher noch nicht angerührt worden, denn es hatte noch niemand Zeit zum Lesen

gehabt. Auch war die ganze Familie, wenn der Tag vorüber war, zu sehr ermüdet, um nicht sogleich das Bett aufzusuchen.

Die einzige Zeit der Muße war die Stunde zwischen dem Abendessen und dem Schlafengehen. Da waren Alle in dem Unterhaltungszimmer versammelt und sprachen über die geringfügigen Gegenstände, welche ihnen während des Tages auf der Jagd oder zu Hause begegnet waren.

Man befand sich jetzt in der Mitte des Oktober; der Winter war nahe, und man sah ihm mit einer gewissen Bangigkeit entgegen.

John war, wie er seinem Vater versprochen hatte, wenn er einmal auf drei oder vier Tage abwesend gewesen war, immer ein oder zwei Tage zu Hause geblieben. Alfred und Martin hatten eine Fischerbarke gebaut, welche leicht und bequem zu handhaben war, und auf welcher Heinrich und William oft eine halbe Meile in den See hineinfuhren. Sie kamen dann immer mit so reicher Beute an Fischen zurück, daß Frau Campbell eine ganze Tonne voll zum Gebrauch für den Winter einsalzen konnte.

Eines Tages wurde die Familie durch den Besuch des Kapitäns Sinclair überrascht. Er war von dem Fort hergekommen, um sie zu benachrichtigen, daß das Heu eingebracht worden sei, und daß der Kommandant sich bereit erklärt habe, Herrn Campbell so viel, als er für den Winter brauche, abzulassen. Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen. Nachdem Kapitän Sinclair zu Mittag mitgespeist hatte, war er gezwungen, in das Fort zurückzukehren, weil ihm seine Pflicht gebot, bei Nacht dort zu sein. Ehe er sich jedoch entfernte, hatte er mit Martin eine Unterredung, ohne daß es die Uebrigen bemerkten. Dann lud er Alfred ein, mit ihm nach dem Fort zu gehen und am folgenden Morgen zurückzukehren. Alfred ging auf seinen Vorschlag ein. Zwei Stunden, ehe es finster wurde,

brachen sie auf, und sobald sie auf der entgegengesetzten Seite des Baches waren, hatte sich Martin mit ihnen vereinigt.

„Die Gründe, aus welchen ich Sie gebeten habe, mit mir zu kommen, sind zweifach;“ sagte Kapitän Sinclair zu Alfred. „Zuerst wünsche ich, daß Sie den Weg nach dem Fort kennen lernen, für den Fall, daß es während des Winters einmal nothwendig sein sollte, eine Nachricht dorthin zu bringen. Sodann wünschte ich eine Unterredung mit Ihnen und Martin hinsichtlich der Nachrichten zu haben, welche uns über die Indianer zugekommen sind. Ihnen kann ich sagen, was ich vor Ihrer Mutter und Ihren Cousinen nicht sagen mochte, weil ich sie durch meine Mittheilung in Bangigkeit und Unruhe versetzt hätte. Die Sache ist folgende. Wir haben seit einiger Zeit die Gewißheit, daß die Indianer verschiedene Berathschlagungen gehalten haben. Es scheint zwar nicht, daß sie bis jetzt zu irgend einem Entschlusse gekommen sind; indessen ist es doch gewiß, daß sie sich in einer großen Anzahl nicht fern von dem Fort versammelt haben. Ohne Zweifel haben französische Abgesandte sie aufgewiegelt, uns anzugreifen; denn so viel wissen wir gewiß, daß sie nicht selbst Lust dazu gehabt haben. Es ist wahrscheinlich, daß vor dem nächsten Jahre nichts unternommen wird, denn der Herbst ist die Jahreszeit, in welcher sie ihre Streifzüge ausfenden. Indessen ist ein großer Unterschied zwischen einer Vereinigung aller Stämme gegen uns und einem gewöhnlichen indianischen Streifzuge, der heut verabredet und morgen schon ausgeführt sein kann. Wir müssen daher wachsam sein, denn wir haben es mit einem verrätherischen Feinde zu thun. Und nun noch einige Worte über Ihr Verhältniß bei dieser Sache. Wenn die Indianer das Fort angreifen, was sie ungeachtet unserer Verträge mit ihnen thun können, sind Sie da, wo Sie sich jetzt befinden, nicht sicher. Aber leider sind Sie auch für den Fall nicht ganz sicher, wenn wir nicht angegriffen

werden. Denn wenn die Indianer sich sammeln, so finden sich auch immer Banden von fünf bis zehn Kriegern zusammen, welche auf Beute ausziehen. Diese Menschen werden zwar von den Indianern verachtet, weil sie mehr Straßenräuber und Banditen, als Krieger sind; man muß aber gegen die Besuche derselben doch sehr auf der Hut sein. Es ist ein Glück für Sie, daß der alte Malachi seinen Wohnsitz einige Meilen westwärts genommen hat; denn da Sie mit ihm in so gutem Vernehmen stehen, so wird er Ihnen, sobald eine Abtheilung Indianer in Ihre Nähe kommt, ohne Zweifel Nachricht davon geben."

Während dieser Gespräche hatten die beiden jungen Männer das Fort erreicht, und suchten nicht ohne Unruhe und Besorgniß ihr Lager auf.

5. Ein Winter in Canada.

Am Tage, nachdem Alfred von dem Fort zu seiner Familie zurückgekehrt war, trat eine für die neuen Anstiedler sehr auffallende Veränderung des Wetters ein; denn die Wärme hatte plötzlich gewaltig abgenommen, und das Säusen des Windes durch die Bäume des Waldes verkündigte einen Sturm.

"Das ist der Winter, der schnell herankommt," bemerkte Martin, als die Familie am Abend um das Feuer versammelt war; „er fängt hier immer mit einem Sturm an.“

„So laßt uns unsere Schneeschuhe vorrichten," sagte Alfred; „denn ohne die kann man hier, wie ich höre, im Winter nicht aus dem Hause gehen.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte Martin; „die Kälte nimmt zu und der Wind wird immer heftiger; ich glaube, wir werden schon morgen die Schneeschuhe brauchen.“

Während der Nacht wuchs der Wind zu einem Orkane, so daß alle Bäume ächzten und knarrten und ihre Aeste zur Erde senkten. Nach einer ängstlich durchwachten Nacht — denn der Lärm ließ die Familie nicht schlafen — waren am Morgen Alle nicht wenig erstaunt, die ganze Gegend umher mehrere Fuß hoch mit Schnee bedeckt zu sehen.

„Welch' ein plötzlicher Wechsel!“ sagte Emma. „Hoffentlich wird der Schnee doch bald wieder aufthauen?“

„In sechs Monaten,“ antwortete Martin. „Heut wird das Wetter so bleiben; dann aber werden wir ein halbes Jahr lang eine strenge Kälte und nur selten Schneefall haben; Thauwetter aber kennen wir hier im Winter nicht.“

Alles machte sich jetzt an die Arbeit, um den Schnee von den Thüren fortzuschaukeln und die nöthigen Pfade zwischen den einzelnen Gebäuden zu bahnen. Zuerst wurde nach Martins Anweisung der Schnee um das Haus her fortgeschafft, und längs der Pallisaden zehn bis zwölf Fuß hoch aufgethürmt, um eine Schutzwehr gegen die kalten Winde zu gewähren; sodann wurde der Hofraum geebnet, und endlich ein Weg nach dem Kuhstalle gebahnt. Gegen Abend hörte das Schneegestöber auf, und nun trat heiteres Wetter mit starkem Frost ein.

Die Nacht brachte, namentlich für die beiden Mädchen, einen neuen Schrecken. Es ließ sich nämlich das Geheul der Wölfe vernehmen, welche der Hunger aus den Wäldern hervorrief, und welche in großen Schaaren das Gehöft umschwärmten. Die Mädchen schauderten, als sie diese melancholischen Töne hörten, und es wahrte lange, bis ihre Aufregung so weit verging, daß sie einschlafen konnten.

Der nächste Morgen war hell und klar, und als Marie und Emma, von Alfred begleitet, hinausgingen, um die Kühe zu melken, sah Alles, obgleich die Luft sehr kalt war, so glänzend und strahlend im Sonnenscheine aus, daß sie sich durch diesen Anblick wahrhaft beruhigt und erquickt fühlten. Der See war noch nicht gefroren; sein graublaues Wasser stach seltsam gegen die ganze, mit Schnee bedeckte Gegend ab, und die schlanken Tannen mit ihren hängenden Aesten waren das einzige Grün, das weit und breit zu sehen war. Die Vögel waren sämmtlich verschwunden, und in der ganzen Natur herrschte eine heitere Ruhe. Alles war so still, daß die Mädchen, als sie den Fußpfad entlang gingen, der nach dem Kuhstalle ausgeschaufelt war, über den Ton ihrer eigenen Stimmen staunten, den die Luft ganz besonders wohlklingend wiedergab. Alfred hatte seine Flinte über die Schulter gehängt, und ging vor den beiden Mädchen her.

„Ich will Dir beweisen, daß alle Deine Furcht vergebens war, Emma, und daß Du Dich durch einen elenden Wolf durchaus nicht hättest aufregen lassen sollen,“ sagte Alfred.

„Das mag wohl sein,“ versetzte Emma, „aber wir sind doch erfreut über Deine Gesellschaft.“

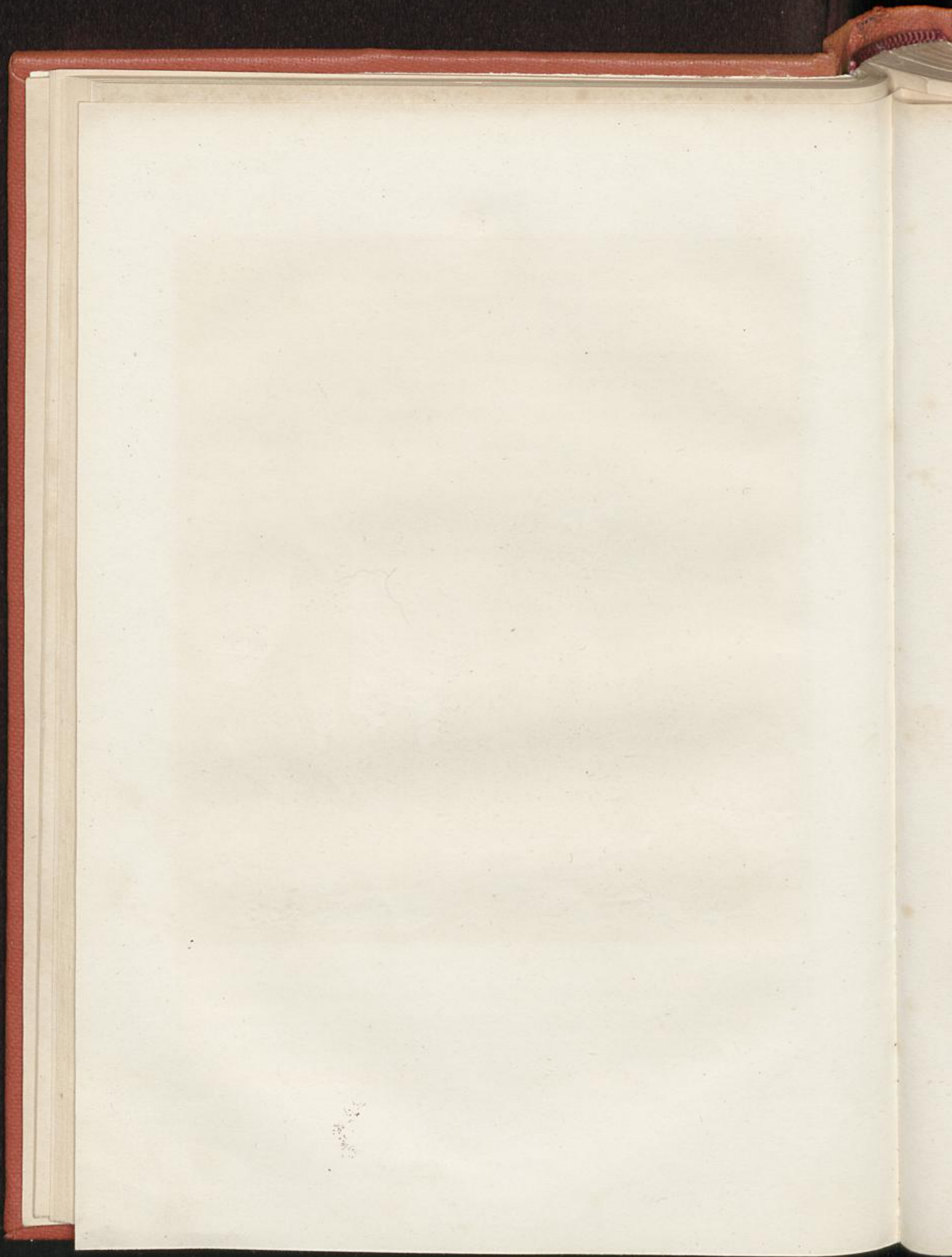
Sie kamen ohne irgend ein Abenteuer an den Kuhstall, ließen den Hund los, welcher dort angebunden war, und melkten die Kühe. Nachdem sie dieses Geschäft beendigt und die Fütterung besorgt hatten, kehrten sie wieder nach dem Wohnhause zurück.

„Ich muß gestehen,“ sagte Marie, „daß es mir sehr angenehm wäre, wenn sich die Kühe näher bei dem Hause befänden.“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete Alfred; „es ist Schade, daß kein Kuhstall innerhalb der Pallisaden ist; aber gegenwärtig haben wir kein Mittel, einen zu machen. Nächstes Jahr, wenn der Vater seine Pferde und seine Schaafte gekauft hat, wie er im Sinne zu



Ein Winter im Canada.



haben scheint, werden wir einen regelmäßigen Stall für alle Thiere nahe am Hause bauen und ihn rund herum eben so, wie das Haus, mit Pallisaden versehen, und überdies noch mit einem eingeschlossenen Gang von der einen Pallisadirung in die andere. Das wird sehr bequem für Euch sein; aber Rom ist nicht in einem Tage gebaut worden, wie das Sprüchwort sagt, und wir müssen daher bis zum nächsten Winter warten."

In den folgenden Tagen wurden die beiden Mädchen immer durch Alfred nach dem Kuhstall begleitet; nachdem sie sich aber des Nachts an das Heulen der Wölfe gewöhnt und Martin ihnen die Versicherung gegeben hatte, daß sich diese Thiere am Tage immer in die Wälder zurückzuziehen pflegten, gingen sie wieder, wie im Sommer, allein zu ihren Kühen. Ihr einziger Schutz war Sancho, ein alter, aber großer, immer noch kräftiger Hund, der sie täglich auf ihrem Wege begleitete. So trippelten sie auch an einem Morgen munter und freudig auf dem Schneepfade hin, die Eimer in den Händen tragend. Sie waren gerade bei dem Kuhstalle angekommen, als der alte Sancho wüthend zu bellen anfing und auf die entgegengesetzte Seite sprang, in demselben Augenblick auf den Schneehaufen zurückprallte, über welchen er gesprungen war, und einen großen, schwarzen Wolf festhielt, der ihn gleichfalls gepackt hatte. Der Kampf dauerte nicht lange; aber während desselben waren die Mädchen von einem solchen Schrecken erfaßt, daß sie, gleich Bildsäulen, nur zwei Schritte von den Thieren entfernt, dastanden. Nach und nach wurde der alte Hund durch die wiederholten Anfälle und Bisse des Wolfs überwältigt; aber er stritt muthig, bis er zuletzt unter die Füße des Wolfs gerieth, und mit heraushängender Zunge und schrecklich blutend, leblos zu Boden sank. Sobald dieser Gegner überwältigt war, richtete sich das wüthende Thier, die Füße auf den Körper des Hundes stellend und seinen furchtbaren

Kopf schüttelnd, in die Höhe, um die beiden jungen Mädchen anzugreifen. Emma schlang ihren Arm um Marias Leib, indem sie ihren Körper vorschob, als wenn sie ihre Schwester schützen wollte. Marie versuchte das nämliche, und dann blieben beide erwartungsvoll und vom Schrecken erstarrt vor dem zu erwartenden Sprung des Thieres stehen, als plötzlich mehrere andere Hunde herbeisprangen und über den Wolf herstürzten. Durch einen glücklichen Zufall hatte John, der mit seiner Flinte auf dem Rücken und in Begleitung der übrigen Hunde das Haus verlassen hatte, um einen Spaziergang zu machen, denselben Pfad eingeschlagen. Das vereinigte Bellen der Hunde, welches laut durch die ganze Ebene hinschallte, veranlaßte den Knaben, seine Schritte zu beschleunigen. Er kam gerade herbei, als der Wolf sich gegen seine neuen Feinde zu vertheidigen anfing, richtete die Mündung seiner Flinte gegen den Kopf des Thieres und schoß es nieder.

Die beiden Schwestern hatten sich während des ganzen Vorganges fest umschlungen gehalten; als sie aber bemerkten, daß der Wolf todt war, und daß sie gerettet seien, konnte Marie nicht länger stehen, und sank in ihre Kniee, indem sie so ihre Schwester unterstützte, welche eine Ohnmacht bekommen hatte.

Sobald John den Wolf geschossen und sich überzeugt hatte, daß er todt war, nahm er, ohne sich um seine Cousinen zu kümmern, seine Flinte auf die Schulter, kehrte sich um und ging nach Hause.

Bei seiner Rückkehr fand er die ganze Gesellschaft bereits versammelt; man wartete nur auf die beiden Mädchen, um dann zum Frühstück zu gehen.

„Waren Sie es, John, der so eben geschossen hat?“ fragte Martin.

„Ja,“ erwiderte John.

„Worauf hast Du geschossen?“ fragte Alfred.

„Auf einen Wolf,“ war Johns Antwort.

„Auf einen Wolf? Wo?“ fragte Herr Campbell.

„Bei dem Kuhstall,“ versetzte John.

„Bei dem Kuhstall!“ rief der Vater im höchsten Erstaunen.

„Ja, Sancho ist todt; der Wolf hat ihn todt gebissen.“

„Sancho ist todt? Wie, Sancho war ja mit Deinen Cousinen?“

„Ja,“ entgegnete John.

„Wo hast Du denn diese gelassen?“

„Bei dem Wolf,“ entgegnete John, indem er seine Flinte ganz gleichgültig wischte.

„Gütiger Himmel!“ schrie Herr Campbell, indem er aufsprang. Seine Frau erbleichte; Alfred, Martin und Heinrich ergriffen ihre Flinten, und stürzten in der größten Eile in der Richtung gegen das Kuhhaus fort.

„Meine armen Mädchen!“ rief Herr Campbell im heftigsten Schmerze aus.

„Der Wolf ist todt, Vater!“ sagte John.

„Todt! Gott sei gelobt! Aber, warum hast Du das nicht sogleich gesagt, Unglücklicher!“ rief Frau Campbell.

„Ich wurde nicht danach gefragt,“ erwiederte der Knabe.

In der Zwischenzeit hatten die Andern das Kuhhaus erreicht, und fanden zu ihrem Entsetzen die beiden Mädchen, welche dicht neben dem Wolfe und dem todten Hunde im Schnee lagen; denn auch Marie war kurze Zeit, nachdem John weggegangen, ohnmächtig geworden. Sie hoben sogleich die beiden Mädchen auf, und gewannen bald die beruhigende Ueberzeugung, daß sie nicht verlest waren. In kurzer Zeit kamen Beide wieder zu sich, und wurden durch die jungen Männer nach Hause gebracht.

Als die Mädchen sich erholt hatten, erzählten sie den Hergang der Sache, und Alle lobten John wegen seiner Kaltblütigkeit und

seines Muthes. Während man noch von dem Ereigniß sprach, trat Malachi mit seiner jungen Frau, der Erdbeerpflanze, in das Zimmer. „Ich habe,“ begann er, „mein Weib mitgebracht, theils weil ich das Wild, das ich Ihnen geschossen habe, nicht alles tragen konnte, theils weil ich ihr den Weg zu Ihrem Hause zeigen wollte, für den Fall, daß ich sie einmal bei Nacht mit einer Botschaft herschicken muß.“ Er erzählte darauf zum nicht geringen Schrecken der Frauen, daß ein wilder und unternehmender Häuptling, die zornige Schlange genannt, sich schon seit einigen Tagen mit etwa sieben Kriegern, dem Ueberrest seines früher mächtigen Stammes, in den nahegelegenen Wäldern umhertrieb, und forderte daher zur größten Wachsamkeit und Vorsicht auf. Namentlich rieth er, jede Nacht die Pallisaden-Thore zu schließen und die Hunde innerhalb derselben zu behalten. Darauf entfernte er sich wieder, indem er außer seinem Weibe auch seinen Lehrling John mit sich nahm.

Die Zeit des Jahreschlusses nahte jetzt heran. Die Kälte war so heftig geworden, daß alle möglichen Vorkehrungen dagegen getroffen werden mußten, und daß William nur mit Mühe das erforderliche Holz herbeiholen konnte. Herr Campbell, seine Frau und seine Nichten arbeiteten zwar und lasen, und suchten sich durch die mannichfachsten Beschäftigungen zu zerstreuen; aber ihr Leben war doch überaus einförmig. Die jungen Männer dagegen fanden stets Beschäftigung und Unterhaltung in der Jagd. Eines Abends — es war wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste — brachten sie statt des Wildes ein indianisches Weib auf einer Tragbahre nach Hause, das sie mit einem verrenkten, stark angeschwollenen Fuß und halb erfroren im Walde gefunden hatten. Nachdem man die Unglückliche in ein Bett geschafft, ihren Fuß eingerenkt und verbunden und sie mit Thee erfrischt hatte, erzählte sie, daß sie zu einer Abtheilung von Indianern gehöre, die in den nahegelegenen Wäldern gejagt

habe; auf der Rückreise sei sie unter der schweren Bürde, die man ihr zu tragen gegeben, zusammengesunken, und da die Verrenkung ihres Beins sie am Weitergehen verhindert, so habe man ihr das Gepäck abgenommen und sie ihrem Schicksal überlassen. Unmittelbar darauf verfiel sie in einen tiefen Schlaf.

„Welche Grausamkeit,“ rief Emma, „ein krankes Weib bei dieser Kälte hilflos liegen zu lassen!“

„Allerdings,“ erwiderte Martin, „ist's grausam und unmenschlich; aber Noth kennt kein Gebot. Hätten die Indianer sie mit sich genommen, so wären sie wahrscheinlich alle vor Frost umgekommen. Auch dürfen Sie nicht vergessen, daß das Leben eines Weibes bei den Wilden nicht sehr hoch geschätzt wird.“

6. Das Weihnachtsfest.

Der Christtag war angebrochen, und die Familie Campbell rüstete sich, den heiligen Tag so festlich zu begehen, als es in ihrer Einsamkeit möglich war. Obgleich die Kälte ungewöhnlich streng war und der Schnee mit seinen weißen Flocken die Luft füllte, der Nordostwind durch die entblätterten Bäume heulte und ihre Nester mit Macht gegen einander schlug, obgleich der See eine endlose Fläche dicken Eises war, bedeckt mit Schnee, welchen an verschiedenen Plätzen der Wind zu kleinen Hügeln angeweht hatte, so hatte die Familie doch immer noch ein gutes Dach über ihren Häuptern und ein wärmendes Feuer auf ihrem Herde; sie war von keinem häuslichen Unglück heimgesucht, die ersten Unfälle waren besiegt, und

(was die Hauptsache war) Alle liebten einander und suchten sich gegenseitig das Leben durch Freundlichkeit, Güte und Nachsicht angenehm zu machen. So erkannten sie an sich selbst die Wahrheit des Spruchs: „Es ist besser, ein Gericht Kraut mit Liebe verzehrt, denn ein gemästeter Dohse mit Haß.“

Wir haben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß alle Mitglieder der Familie gottesfürchtig gesinnt waren. Alle erkannten, daß sie große Schuldner des Himmels für alle seine Wohlthaten seien, indem er sie in dieser Einöde mit Nahrung und Kleidung versah, sie vor Krankheiten und Leiden bewahrte und ihnen frohe und zufriedene Herzen gab. Am Christtage fühlten sie lebhafter als je, wie wenig Worte im Stande seien, ihren Dank für die Güte und Barmherzigkeit auszusprechen, die Gott ihnen bewiesen. Daher betrachteten sie sich mit liebevollen und demüthigen Blicken, als sie sich am Morgen des festlichen Tages zum Gebet versammelten. Herr Campbell hatte die Kranke schon besucht und ihren Verband wieder in Ordnung gebracht; der Knöchel war besser, aber immer noch sehr geschwollen. Das arme Geschöpf ließ keine Klage hören; sie blickte dankbar für alles das Gute, was an ihr geschah, und für die Freundlichkeit, welche man ihr erwies, zum Himmel auf. Die ganze Familie hatte ihre besten Sonntagekleider angelegt, und als nun der Gottesdienst vorüber war, und Alle sich aufs innigste und herzlichste Glück gewünscht hatten, da trat Malachi mit seiner Frau, der Erdbeere, und dem kleinen John zur Thüre des Hauses herein, beladen mit der Beute der Jagdzüge. Sobald sie das Bild in einer Ecke der Küche niedergelegt hatten, begrüßten sie die Gesellschaft mit einem freundlichen Händedruck.

„So sind wir denn Alle am Christtage versammelt!“ sagte Emma, indem sie der Erdbeere die Hand reichte.

Das indianische Mädchen lächelte und nickte mit dem Kopfe.

„Und Du, John, hast uns drei wilde Truthähne gebracht? Du bist ein guter Knabe!“ fuhr Emma fort.

„Wenn wir jetzt nur Kapitän Sinclair da hätten!“ sagte Martin, der an Emmas Seite stand und der Erdbeere die Hand drückte.

Marie erröthete ein wenig und Emma entgegnete:

„Ja, Martin, wir vermiffen ihn sehr; es kommt uns immer vor, als gehöre er zu der Familie.“

„So kommt es mir auch vor,“ entgegnete Martin; „es ist auch gewiß nicht seine Schuld, daß er nicht hier ist. Es sind nun mehr als sechs Wochen, seit er uns verlassen hat, und ich bin sicher, daß, wenn der Oberst es ihm erlaubt hätte, Kapitän Sinclair . . .“

„An diesem Tage hier sein würde,“ sagte Kapitän Sinclair, indem er, von einem seiner Kameraden begleitet, zur Thüre des Hauses hereintrat.

„Ach, wie freue ich mich, Sie zu sehen,“ rief Emma. „Sie allein fehlten uns, um unsere Christtagsgesellschaft vollständig zu machen.“

„Es kostete viele Mühe, den Oberst zu überreden, daß er uns fort lasse,“ sagte Kapitän Sinclair zu Marie. „Aber da wir von den Indianern nichts mehr gehört hatten, so willigte er endlich ein.“

„Sie haben diesen Winter nichts mehr von den Indianern zu fürchten, Kapitän, und Sie können dies Ihrem Oberst sagen,“ bemerkte Malachi. „Ich kam durch Zufall gestern auf ihren Jagdplatz, als sie aufgebrochen und westwärts gezogen waren, nämlich die zornige Schlange mit den sechs oder sieben Kriegern. Ich folgte ihrer Spur durch den Schnee einige Meilen weit, um sicher zu sein. Sie haben Alles mit sich genommen; nur von dem Weibe, das mit ihnen hergekommen war, konnte ich keine Spur ausfindig

machen. Ihre Pelzpäcke müssen sie alle selbst getragen haben, das will ich beschwören; denn sie hatten sie, wie ich deutlich wahrnahm, zu verschiedenen Zeiten abgeworfen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie nicht durch Männer getragen worden wären. Sie müssen nämlich wissen, daß der Indianer unter einer Bürde sehr ungeduldig wird, während ein Weib dieselbe Last den ganzen Tag ohne irgend eine Klage trägt. Nun, da diese Schaar abgezogen, ist auf fünfzig Meilen weit keine mehr in der Nähe. Ich will mich darauf hängen lassen.“

„Es freut mich sehr, Sie so sprechen zu hören,“ entgegnete Kapitän Sinclair.

„Dann ist vielleicht das arme Weib, welchem Ihr zu Hülfe gekommen seid, Alfred, das zu diesem Trupp gehörige?“ bemerkte Herr Campbell, und erzählte darauf dem alten Malachi, was sich am vorigen Tage ereignet, und wie die Jäger das Weib nach Hause gebracht hätten, welches in einer Ecke lag und von den Besuchenden noch nicht bemerkt worden war.

Malachi und die Erdbeere gingen zu derselben hin; die Erdbeere redete sie mit leiser Stimme an, das Weib antwortete in gleicher Weise, und Malachi stand daneben und lauschte.

„Es ist gerade so, wie Sie dachten,“ sagte er plötzlich zu Herrn Campbell. „Sie gehört zu der Horde der zornigen Schlange, und sie sagt, daß dieser mit seinen Kriegern westwärts gegangen sei, weil es hier jetzt sehr wenig Biber gäbe. Sie bestätigt zugleich meine Aussage, daß alle Indianer abgegangen sind; sie fügt aber hinzu, daß sie im Frühjahr an demselben Orte wieder zusammenkommen wollen, um eine abermalige Berathschlagung zu halten.“

Diese Nachricht verscheuchte fürs erste jede Sorge, und die Familie konnte sich nun ungestört der Festfreude hingeben. Beim Mit-

tagessen brachte Herr Campbell einige Flaschen von seinem kleinen Weinvorrathe herbei; die Mädchen hatten Fische, gepökeltes Rindfleisch, Wildpret, einen Pudding und einen gebratenen Truthahn angerichtet, und so hielt denn diese friedliche Familie eine eben so fröhliche Mahlzeit, als wenn sie sich mitten in London, und nicht in den Einöden Canadas, befunden hätte.

Am folgenden Morgen brachen Malachi, die Erdbeere und John auf, um in ihre Wohnung zurückzukehren, und Kapitän Sinclair ging mit seinem Gefährten in das Fort zurück. In den nächsten Wochen brachte Malachi mit seinem Weibe und seinem Lehrling fast jeden Sonntag im Campbellschen Hause zu. Er schien jetzt wieder Geschmack an menschlicher Gesellschaft zu gewinnen, und blieb oft schon ein oder zwei Tage über den Sonntag hinaus. Das indianische Weib war nach Verlauf von drei Wochen vollständig hergestellt, und ließ durch die Erdbeere um die Erlaubniß bitten, sich wieder mit ihrem Stamme vereinigen zu dürfen. Sie wurde daher mit dem erforderlichen Vorrath von Lebensmitteln versehen, und machte sich gegen Ende des Januar auf den Weg.

2. Der Waldbrand.

Februar und März waren verflossen; der Winter dauerte noch immer fort, aber die Sonne bekam mehr Kraft und die Kälte war nicht mehr so strenge. Vor der Mitte des April wurde der See nicht frei vom Eise; dann aber trat so plötzlich Thauwetter ein, daß der kleine Fluß ein reißender Strom wurde und einen großen Theil der Prairie unter Wasser setzte. Wenige Tage genügten indessen,

die Scene zu ändern; der Schnee, der so viele Monate hindurch das Land bedeckt hatte, war ganz verschwunden, die Vögel, welche während des Winters fortgezogen waren, kamen zurück, und sangen und zwitscherten um das Haus her. Die Wiesen bekleideten sich mit ihrem frischen Grün, und die Natur begann wieder zu lächeln. Weitere zehn Tage verflossen; die Bäume trieben ihre Blätter, und nach ein oder zwei Stürmen wurde das Wetter warm und der Himmel heiter.

Bei diesem Wechsel empfand die ganze Familie eine innige Freude. Die Kühe wurden nun auf ihre Weide getrieben; Emma und Marie gingen, wie früher, sie zu melken, ohne sich vor einem Zusammentreffen mit den Wölfen fürchten zu müssen. Die Barke wurde wieder in das Wasser gebracht, und William und John sorgten für Fische. Alfred, Heinrich und Martin waren emsig bemüht, die anzubauenden Felder aufzuhacken und das erste Getreide zu säen. Herr Campbell arbeitete alle Tage im Garten; das Geflügel lärmt und schrie, und da nun das Jagen für einige Zeit vorüber war, so kamen Malachi und die Erdbeere oft auf ganze Wochen zum Besuch.

„Oh, wie entzückend ist es hier!“ rief Emma aus, als die ganze Familie einst am Ufer lustwandelte und in den weiten, blauen See hinausschaute.

„Sie haben Recht,“ erwiderte Malachi. „Ich habe auch schon daran gedacht, mich wieder hier an dem schönen See anzusiedeln.“

Alle waren über diese Aeußerung herzlich erfreut, und baten den alten Jäger, diesen Vorsatz sogleich auszuführen. Einige Tage später erschien er wirklich mit John und der Erdbeere, alle drei mit den Geräthschaften des kleinen Hanshalts beladen. In unglaublich kurzer Zeit war am andern Ende der Prairie, einige hundert Schritte von dem Campbellschen Wohnhause entfernt, eine Hütte aufgeschlagen, und John konnte nun wieder in einem Zimmer mit sei-

nen Brüdern schlafen, ohne die Gesellschaft des alten Jägers zu entbehren. Die Erdbeere brachte seitdem fast den ganzen Tag in Gesellschaft von Marie und Emma zu, half überall, wo sie es vermochte, lernte, was sie noch nicht kannte, und wurde bald der Liebling der ganzen Familie.

Die Männer waren, nachdem das Getreide gesäet war, eifrig damit beschäftigt, unmittelbar neben dem Wohnhause einen Kuhstall, und dicht neben diesem einen Schaafstall zu bauen, und beide mit Pallisaden zu umgeben. Die Aecker wurden mit hohen Gehegen eingefast, die Röhre aber in das Gebüsch getrieben, wo sie sich selbst ihr Futter suchen mußten. Unter solchen Arbeiten verging der Sommer, und die Zeit der Erndte nahte heran. Drei Wochen brauchte man zum Mähen und Einbringen des Grases, vierzehn Tage zum Einsammeln des Getreides. In dieser Zeit gab es für alle Mitglieder der Familie unausgesetzte, schwere Arbeit; aber das Wetter war beständig heiter und warm, und Alles gelang vortrefflich. Darauf mußten die Männer das Dreschen des Getreides beginnen, während William für Vorräthe an Fischen sorgte und Malachi und John ihre Jagdzüge wieder begannen.

Jetzt trat der so genannte indianische Sommer ein, die Zeit des Herbstes nämlich, während welcher die Atmosphäre stets mit dichten Nebel angefüllt ist. Die Indianer hatten nicht weit von den Ufern des Ontario-Sees ihre große Versammlung gehalten; aber ein Abgesandter der englischen Regierung war zugegen gewesen, und hatte an alle Häuptlinge so reiche Geschenke vertheilt, daß dadurch aller Haß beseitigt worden war. Zwar hatte die zornige Schlange durch heftige Reden den Haß gegen die Engländer zu entflammen versucht; er war aber überstimmt worden, und da die übrigen Häuptlinge mit den englischen Abgesandten die Friedensspeise geraucht hatten, so schien

auch für den nächsten Winter alle Gefahr beseitigt. Malachi, der gleichfalls an der Versammlung theilgenommen hatte, brachte der Familie Campbell diese beruhigende Nachricht; er fügte jedoch hinzu, daß man vor der zornigen Schlange sehr auf seiner Hut sein müsse.

Am Abend nach seiner Ankunft waren Marie und Emma hinausgegangen, um die Kühe zu melken. Als sie sich zur Rückkehr anschickten, trat die Erdbeere mit ängstlicher Miene an sie heran, deutete auf den Nebel und die düstre Farbe des Himmels, und sagte: „Großes Feuer in den Wäldern!“ In demselben Augenblick erschien auch Malachi, und erzählte, daß er das Feuer aus der Ferne gesehen, und daß er, um im Nothfall bei der Hand zu sein, seine Jagd aufgegeben habe und nach Hause geeilt sei. Unterdeß hatte sich die ganze Familie auf der Prairie versammelt, und beobachtete mit ängstlicher Spannung die Richtung des Windes und den zunehmenden Dampf. Nach Sonnenuntergang breitete sich ein blutrother Schein über den ganzen Himmel aus, und da der Wind eine immer gefährlichere Richtung annahm, so brachte die ganze Familie die Nacht wachend zu, obgleich das Feuer noch weit entfernt war. Am Morgen verwandelte sich der Wind in einen Orkan, und trieb dichte Rauchwolken über den See hin.

„Glauben Sie, daß die Sache für uns gefährlich werden kann?“ fragte Alfred, indem er Malachi bei Seite nahm.

„Wenn der Wind,“ erwiderte dieser, „nicht umschlägt oder ein starker Regen eintritt, so wird das Feuer bald bei uns sein.“

Aber der Wind änderte sich nicht und der Regen fiel nicht herab, und ehe der Abend kam, war das Feuer nur noch eine halbe Meile entfernt und ein schreckliches Krachen durchtönte die Luft. Hitze und Rauch wurden immer unerträglicher; die Rinder, Schaafse und große Massen von Wild sprangen in den See und stellten sich

bis an den Hals in das Wasser. Jetzt ragten die Flammen schon gleich hohen Säulen in die Luft empor; das Feuer hatte den Saum des Waldes erreicht, und über die Prairie ergoß sich eine Fluth von Funken und glühender Asche, so daß es unmöglich war, noch länger in dem Hause zu verweilen.

„Sie müssen Alle sogleich die Barke besteigen!“ rief Malachi. „Wenn Sie nur einen Augenblick zögern, so müssen Sie ersticken. Vorwärts, der Wind wird immer heftiger!“

Die ganze Familie eilte an das Ufer, bestieg die Barke und ruderte so weit in den See hinaus, bis sie sich in einer weniger drückenden Atmosphäre befand. „Seht,“ sagte Frau Campbell nach einer langen Pause, „der ganze Wald ist jetzt ein Feuermeer; unser Haus ist ohne Zweifel bereits verbrannt, und wir haben kein Obdach mehr.“

„Es ist Gotes Wille,“ antwortete Herr Campbell; „und wenn wir auch unsrer ganzen Habe beraubt werden, so dürfen wir doch nicht murren. Laßt uns dem Himmel danken, daß wir unser Leben gerettet haben!“

„Dort ist das Kuhhaus in Flammen,“ sagte jetzt Marie; „ich sehe das Feuer zum Dach heraus schlagen.“

„Gott sei Dank!“ rief Martin, indem er die Hand in die Höhe hielt; „ich fühle einen Regentropfen; in wenigen Minuten wird der Regen das Feuer löschen, und wir werden gerettet sein.“

Er hatte Recht; denn unmittelbar darauf ergoß sich ein solcher Regenstrom vom Himmel, daß bald keine Flamme mehr zu sehen war. Alfred beeilte sich jetzt, das Ufer zu erreichen; sobald die Barke am Lande war, eilte Herr Campbell nach dem Wohnhause, und fand zu seiner unbeschreiblichen Freude, daß das Feuer den Fluß nicht über-

schritten hatte, so daß von den Gebäuden nur das alte Kuhhaus, das man schon längst nicht mehr benutzte, verbrannt war. Bald war die ganze Familie in dem Hause versammelt und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung. Als darauf Martin und Alfred sich überzeugt hatten, daß das Feuer überall erloschen war, zogen Alle ihre durchnästen Kleider aus und begaben sich zu Bett.

Der nächste Morgen weckte sie bald, denn sie waren begierig, die Verwüstung zu sehen, welche das Feuer angerichtet hatte. Außer dem alten Kuhhause war kein Gebäude verbrannt; doch war die Wand des Wohnhauses nach der Seite des Flusses hin an manchen Stellen verkohlt, und es war daher klar, daß ohne den Regen das Haus in wenigen Minuten in Flammen aufgegangen wäre. Die Felder waren einen Fuß hoch mit Asche bedeckt; das Gras war verbrannt oder versengt; die Bäume des Waldes waren theils ganz verbrannt, theils ihrer Zweige und Blätter beraubt.

„Wir können dem Feuer nicht dankbar genug sein,“ sagte Martin, als die Familie die traurige Scene überschaute.

„Wie so?“ fragte Herr Campbell; „ich dachte, dieser Anblick wäre nicht sehr erfreulich.“

„Das Feuer hat viele Morgen Landes gelichtet und Ihnen viele Arbeit erspart. Jenseit des Flusses können wir jetzt überall Korn säen; und hier die ganze Prairie ist durch die Asche so gedüngt, daß im nächsten Frühling alles viel grüner und frischer aussehen wird, als in diesem Jahre.“

„Aber wie ist denn der Wald in Brand gerathen?“ fragte Emma.

„Ei nun,“ versetzte Martin, „im Herbst ist, ehe die Stürme eintreten, Alles so dürr wie Zunder; die Indianer aber gehen so

leichtfertig mit dem Feuer um, daß sie sich selten die Mühe geben, es auszulöschen. Erhebt sich dann gerade ein heftiger Wind, so steht der Wald in Flammen."

S. Doppeltes Unglück.

Der Spätherbst ging ohne ein weiteres Ereigniß vorüber, und der Winter stellte sich eben so plötzlich und heftig ein, wie im vergangenen Jahre. Die Kühe, Pferde, Schaafse und Schweine waren in den Ställen untergebracht, und alle möglichen Vorbereitungen für den langen Winter getroffen. Die jungen Männer zogen jetzt mit Malachi und John fast täglich auf die Jagd, und bisweilen erhielt auch William die Erlaubniß, an solchen Zügen theilzunehmen.

Einst hatten die Jäger ein großes Rudel Hirsche aufgefunden, und nachdem sie sich ihnen vorsichtig genähert, drei derselben getödtet und einen verwundet. Während die Uebrigen auf ihre Beute losgingen, folgten Alfred und Martin dem verwundeten Thiere, das sich in ein nahgelenes Gebüsch zurückgezogen hatte. Sie waren etwa fünfzig Schritte der Spur gefolgt, als sie plötzlich durch ein lautes Geheul stußig gemacht wurden. Alfred, der voran ging, bemerkte in demselben Augenblick einen großen Panther, der sich des Hirschens bemächtigt hatte, legte seine Flinte an und schoß die Bestie. Obgleich schwer verwundet, sprang das Ungethüm doch mit einem gewaltigen Sage auf ihn los und packte ihn an der Schulter; Martin kam ihm zu Hülfe, und jagte dem Thiere die Kugel seiner Flinte durch den Kopf, so daß es todt niederstürzte.

Unterdeß waren auch die Andern herbeigekommen. Alfred war, durch den starken Blutverlust geschwächt, zur Erde gesunken, und lag

neben den todten Thieren. Während die beiden Knaben fortgingen, um Wasser zu holen, untersuchte Malachi den Verwundeten. Er fand, daß die ganze Schulter zerfleischt und außerdem auch die Seite durch die Krallen des Thieres verletzt war. Ein Hemd wurde in Streifen geschnitten und die Wunde verbunden; bald hörte das Bluten auf, und Alfred fühlte sich, als er von dem frischen Wasser, das die Knaben brachten, getrunken hatte, wieder neu belebt.

Sogleich traten Alle den Rückzug an. Alfred war noch nicht weit gekommen, als er heftige Schmerzen empfand, denn durch die Erschütterung hatte sich die Wunde wieder geöffnet. Man unterstützte ihn indessen, und da man ihn ab und zu mit Wasser erfrischte, so vermochte er, wenn auch langsamen Schritts, immer von neuem seinen Weg fortzusetzen. Endlich aber überfiel ihn eine vollständige Ohnmacht, so daß man etwa eine Viertelstunde vom Wohnhause anhalten und eine Bahre machen mußte, um den Verwundeten nach Hause zu tragen. John wurde vorausgeschickt, um stärkende Mittel herbeizuholen; unterdeß verfertigten Malachi, Heinrich und Martin aus Baumästen eine Tragbahre und legten den Verwundeten hinauf. Nach einer halben Stunde erschien John, von Emma und Marie begleitet, und nachdem er seinem Bruder einige stärkende Tropfen in den Mund geträufelt hatte, machte man sich auf den Weg. „Aber wo ist William?“ fragte Emma, indem sie sich verwundert umsah.

„Er ist ein wenig zurück,“ antwortete Martin. „Seine Schneeschuhe thun ihm wehe, und er konnte daher nicht so schnell gehen. Er muß aber sogleich bei uns sein.“

Die Männer trugen Alfred so schnell als möglich in das Haus, an dessen Thor Herr und Frau Campbell in der größten Bangigkeit warteten. Alfred wurde in sein Bett gelegt; der Vater untersuchte die Wunde, und fand sie, da die ganze Schulter und ein Theil

des Arms zerrissen war, sehr gefährlich. Nachdem der Verband angelegt war, überließ man den Kranken der Ruhe, deren er so sehr bedurfte. Sein Zustand nahm die Aufmerksamkeit der ganzen Familie so in Anspruch, daß in der ersten Stunde an gar nichts Anderes gedacht wurde. Plötzlich aber fragte Herr Campbell: „Wo ist William? Ich habe ihn seit Eurer Rückkehr nicht gesehen.“

„William! Ist er nicht hier?“ wiederholten Alle, die bei der Jagd gewesen waren, in ängstlicher Spannung.

„William nicht hier!“ rief Frau Campbell, indem sie in entsetzlicher Angst von ihrem Plaze aufsprang. „Mein Kind! Wo ist mein Kind?“

„Er war dicht hinter uns,“ sagte John, „als ich vorauslief und Ihr die Tragbahre machtet. Ich sah noch, wie er sich niedersetzte, um seine Schneeschuhe zu wechseln, die ihm wehe thaten.“

Malachi und Martin rannten in ihrer Bestürzung hinaus; sie erkannten die Größe der Gefahr, denn der Schnee fiel in so dichten Massen herab, daß man nicht zwei Schritte weit sehen konnte.

„Der Junge ist ohne Rettung verloren!“ sagte Malachi. „Wenn er bei diesem Schneegestöber zurückgeblieben ist, kann er nimmermehr den Weg finden.“

„Ja,“ erwiderte Martin, „da er nicht hier ist, so kann nichts ihn retten. Ich wollte meine rechte Hand darum geben, wenn sich das nicht ereignet hätte.“

„Ein Unglück kommt selten allein,“ entgegnete Malachi. „Doch was ist nun zu thun? Frau Campbell wird selbst hinaus wollen, um den Jungen zu suchen, denn sie liebt ihn über alle Maßen.“

„Alles Suchen ist vergebens,“ bemerkte Martin. „Wir werden ihn nimmermehr finden, und wenn wir uns zu weit entfernen, selbst zu Grunde gehen. Doch müssen wir es den Frauen sagen, daß wir es versuchen wollen.“

Als die beiden Männer in das Zimmer zurückkehrten, fanden sie die Frauen bitterlich weinend. Sie suchten sie zu beruhigen, nahmen dann ihre Flinten und einige Riensackeln, gingen an den Saum des Waldes, und blieben dort, von Zeit zu Zeit rufend und ihre Gewehre abschießend, zwei Stunden lang. Aber der Schnee fiel in solchen Massen und die Kälte war so durchdringend, daß sie es nicht länger aushalten konnten. Sie begaben sich daher in Malachis Hütte und blieben dort bis zum Anbruch des Tages; dann gingen sie wieder in den Wald, und verfolgten, da der Schneesturm nachgelassen hatte, mehrere Meilen weit den Weg, auf dem sie gestern nach Hause gekommen waren. Aber Alles war vergebens, und sie mußten, nachdem sie sechs bis sieben Stunden lang gesucht hatten, nach Hause zurückkehren.

Sie fanden Herrn Campbell und Heinrich in dem Vorhause; denn die Frauen waren in einem solchen Zustande der Bangigkeit und des Schmerzes, daß sie ihr Zimmer nicht verließen. Herr Campbell erkannte schon an dem Gesicht der beiden Männer, daß sie keine befriedigende Nachricht brachten. „Ist mein armes Kind verloren?“ fragte er die Eintretenden mit trauriger Stimme.

„Ich fürchte, Herr, er ist es,“ sagte Malachi. „Er hat sich ohne Zweifel niedergesetzt, und ist eingeschlafen und erfroren.“

„Die arme, arme Mutter!“ rief Herr Campbell, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte. Darauf erhob er sich, und ging in das Zimmer seiner Frau.

„Wo ist mein Kind, mein lieber, theurer William?“ rief Frau Campbell, als er eintrat.

„Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen!“ versetzte der Vater. „Dein Kind ist glücklich.“

9. Ein neuer Unfall.

So hatte ein Tag das Haus des Herrn Campbell aus einem Sitz der Freude in eine Wohnung der Trauer verwandelt. Zu dem Schmerz über den Verlust Williams kam noch die Sorge um Alfred, dessen Zustand Allen die größte Bangigkeit einflößte. Schon waren sechs Wochen vergangen, und noch immer schwebte der Kranke in augenscheinlicher Lebensgefahr. Man fuhr indefs fort, ihn mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu pflegen, und endlich siegte seine kräftige Gesundheit. Als der Winter zu Ende ging, war er so weit hergestellt, daß er in das Gesellschaftszimmer gebracht werden konnte, und dieser Umstand übte eine wahrhaft erheiternde Wirkung auf die ganze Familie aus. Es war zwar nicht mehr die Freude und die Munterkeit, welche früher hier geherrscht hatte; aber Alle hatten sich demüthig den Fügungen des Himmels unterworfen, und in herzlicher Dankbarkeit für Alfreds Rettung trösteten sie sich mit der Betrachtung, daß ihr verlorener Liebling, noch unberührt von dem Verderbniß der Welt, eine bessere Heimath gefunden habe. Allmählich wurde die Familie wieder heiter und glücklich, und als Alfred seine frühere Gesundheit und Heiterkeit wiedererlangt hatte, kehrte auch der alte Frohsinn wieder in dem Campbellschen Hause ein.

Der Frühling erschien; Schnee und Eis verschwanden, und der blaue, klare See wurde wieder sichtbar; das Rindvieh wurde ausgetrieben und alle Männer schickten sich zur Saat an. Als die Aecker bestellt waren, wurde mit Hülfe der Soldaten aus dem Fort nicht weit von der Mündung des Flusses eine Mühle erbaut; dann folgte die Zeit der Heu- und der Getreideerndte. Die angestrengte Arbeit wurde nur einmal durch ein Familienfest unterbrochen, indem Kapitän Sinclair seine Verlobung mit Marie feierte. Im Uebrigen

blieb das Leben der Familie in seinem geregelten Gang, bis der Winter mit dem gewöhnlichen, starken Schneefall eintrat. Er unterschied sich von den früheren nur dadurch, daß jetzt bloß Malachi und John auf die Jagd gingen, indem Heinrich, Alfred und Martin theils durch die Besorgung der Mühle, theils durch das Dreschen der großen Getreidenvorräthe hinlänglich beschäftigt waren.

Einst kam Malachi in großer Aufregung von der Jagd zurück. Er nahm sogleich Alfred und Martin bei Seite, und theilte ihnen mit, es sei ihm im Walde ein Indianer von einem befreundeten Stamme begegnet und habe ihm erzählt, daß William am Leben sei; die zornige Schlange habe ihn geraubt, um ihn gegen große Vorräthe von Flinten, Pulver und Blei auszutauschen; der Knabe befinde sich jetzt in den Hütten des Stamms, welche zwölf Tagereisen weit nach Westen hin lägen, und werde wahrscheinlich im nächsten Sommer mit hergebracht und Herrn Campbell zum Austausch angeboten werden. Auf Malachis Vorschlag wurde beschloffen, den übrigen Mitgliedern der Familie von dieser Nachricht nichts mitzutheilen, um sie nicht durch das ewige Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung aufzuregen, sondern so lange zu warten, bis die Boten der zornigen Schlange kommen würden.

Der dritte Winter ging ohne merkwürdige Ereignisse vorüber. Der Frühling und ein Theil des Sommers verfloss, ohne daß von Seiten der zornigen Schlange irgend ein Schritt zur Auswechslung Williams geschah. Zwar erfuhr Malachi, daß dieser Häuptling mit seinen sechs Kriegern in den benachbarten Wäldern gesehen worden wäre; aber vergeblich wartete man vom Morgen bis zum Abend auf eine Botschaft desselben. Malachi fürchtete, daß er etwas Böses im Schilde führe, und empfahl daher den beiden jungen Männern, die er in das Geheimniß eingeweiht hatte, die größte Wachsamkeit und Vorsicht.

Eine nicht geringe Freude verursachte es dem Herrn Campbell, daß sich vier englische Familien ganz in seiner Nähe ansiedelten. Dadurch wurde nicht bloß eine angenehme Gesellschaft gewonnen, sondern es war nun auch für die Sicherheit der Familie gesorgt, indem sich jetzt auf der neuen Kolonie gegen zwanzig waffenfähige Männer befanden. Emma und Marie richteten für die Kinder der vier Familien eine Schule, Herr Campbell aber für alle Mitglieder derselben einen regelmäßigen Gottesdienst ein. Man hatte alle Ursache, mit den neuen Nachbarn zufrieden zu sein, denn diese waren fleißig und bescheiden, und stets bereit, einander gefällig und dienstfertig zu sein. Ehe der Herbst herannahte, waren Alle in ihren Häusern vollständig eingerichtet. Es wurden nun große gemeinschaftliche Jagdzüge unternommen, von denen man stets mit reicher Beute beladen zurückkehrte; Andere beschäftigten sich unterdeß mit der Fischerei in dem See, so daß, als der Spätherbst eintrat, hinreichende Vorräthe für den Winter da waren.

Obgleich Herr und Frau Campbell und der größte Theil der Familie vollkommen zufrieden und glücklich waren, und mit froher Zuversicht in die Zukunft blickten, so gab es doch vier Personen in ihrem Hause, die in beständiger Angst und Sorge lebten. Diese waren Alfred, Malachi, Martin und die Erdbeerpflanze, welche, von dem Leben des jungen William unterrichtet, einen beständigen Kummer in ihrem Geheimnisse fanden, indem immer noch kein Schritt zu einer Auslösung des Knaben durch die zornige Schlange geschehen war. Kapitän Sinclair, welcher sich gewöhnlich zweimal in der Woche auf dem Gute befand, war eben so unzufrieden, daß Malachi und Alfred ihm keine besseren Nachrichten über den Stand der Sache geben konnten. Keiner wußte, was anzufangen war. Einen zweiten Winter vorübergehen zu lassen, ohne etwas für die Wiedererlangung des Knaben zu thun, schien ihnen eine zu große Verzögerung.

zung der Sache, und den Andern die Nachricht mitzutheilen, die am Ende eine bittere Enttäuschung herbeiführen konnte, schien unrathsam, denn der Indianer-Häuptling konnte auch den Knaben getödtet haben, und dann mußte die Nachricht den Schmerz des Vaters und der Mutter vermehren. Sie wollten die kaum geschlossene Wunde nicht wieder öffnen. Diese Frage wurde sehr oft von Alfred und Kapitän Sinclair erörtert; da unterbrach ein unerwartetes Ereigniß ihre Berathschlagungen über diesen Gegenstand.

Marie war eines Morgens auf einen Platz gegangen, den man den Cedernsumpf nannte, und der ungefähr eine halbe Meile vom Hause in der Nähe des Seeufers lag, um dort Wachholderbeeren zu sammeln. Eines von den kleinen Mädchen der neuen Ansiedler war mit ihr; als ein Korb voll war, sendete Marie das Mädchen mit demselben nach Hause, mit dem Befehl, sogleich wiederzukommen. Das Mädchen befolgte ihn; als es aber zum Cedernsumpfe zurück kam, war Marie nicht mehr zu sehen. Der Korb, den sie bei sich hatte, lag mit den ausgeschütteten Wachholderbeeren an dem Abhange des Hügels, der den Sumpf begrenzte. Das kleine Mädchen blieb fast eine Viertelstunde da, rief Marie mit Namen, und da es keine Antwort erhielt, sich fürchtete und dachte, es möchte sie ein wildes Thier angefallen haben, so lief es so geschwind, als es konnte, nach Hause, um Herrn Campbell von dem zu benachrichtigen, was sich zugetragen hatte. Martin und Alfred waren auf der Mühle; Malachi befand sich zum Glück auf dem Hofe, und die Erdbeerpflanze stand neben ihm. Als das kleine Mädchen ihnen die Schreckensbotschaft überbrachte, rief die Erdbeere mit bebender Stimme: „Die zornige Schlange!“

„Ja, Erdbeerpflanze, es ist so, ich habe keinen Zweifel,“ versetzte Malachi. „Jetzt nicht ein Wort mehr; ich dachte wohl, daß er etwas unternehmen würde; aber daß er dieses wagen würde,

glaubte ich nicht. Geh jetzt eiligst ins Haus und sage dem Herrn, daß ich nach dem Cedernsumpf laufen und so bald als möglich zurückkehren würde. Du folgst mir, sobald Du kannst, denn Deine Augen sind jünger als die meinen, und ich werde sie gebrauchen. Sage ihnen übrigens, daß sie niemand weiter nachsenden sollen; wenn wir das Unglück wieder gut machen wollen, so dürfen wir den Boden nicht vertreten, damit wir die Spur nicht verlieren."

Malachi raffte seine Flinte auf, untersuchte die Zündpfanne und ging auf den Sumpf zu, während die Erdbeere in das Haus trat, um dem Herrn und der Frau Campbell die Trauerbotschaft zu bringen. Nachdem sie Beide in großer Aufregung verlassen und das kleine Mädchen fortgeschickt hatte, um Alfred und Martin nach Hause zu rufen (denn John und Heinrich waren im Walde bei dem Vieh), ging die Erdbeerpflanze hinab an den Cedernsumpf zu Malachi, welcher, auf seine Flinte gestützt, bei dem Korbe stand, in welchem die Wachholderbeeren gewesen waren.

"Nun, Erdbeere, wir müssen sie finden, wo sie auch seien, und wohin sie gegangen sein mögen," sagte Malachi in der Indianersprache.

"Hier," sagte die Erdbeere, indem sie auf eine Spur in dem kurzen Grase deutete, welche nur ein Indianer entdecken konnte.

"Ich sehe, Kind, ich sehe diese und noch zwei andere; aber weil wir jetzt hieraus nicht mehr sehen können, wollen wir der Spur folgen, bis wir auf einen Boden kommen, wo sich die Spur besser ausdrückt. Das ist ihr Fuß!" fuhr Malachi fort, nachdem er zwei oder drei Schritte weiter gegangen war. "Die Sohlen auf den Schuhen drücken sich schärfer aus als die Mokassins. Wir haben jetzt nichts weiteres mehr nöthig, und wenn die Andern kommen, so möchten sie uns verhindern, die Spur weiter aufzufinden."

„Hier wieder!“ sagte die Erdbeere, indem sie auf das dicke, dürre Gras zeigte.

„Ja, Du hast Recht,“ versetzte Malachi. „Laß uns nun noch der Spur bis auf den Hügel folgen, wo wir sie noch besser sehen werden.“

Unter sorgfamer und umständlicher Nachforschung führen Malachi und die Erdbeere fort, die kaum merkliche Spur zu verfolgen, bis sie ungefähr hundert Schritte von der Stelle, wo sie gestanden hatten, auf dem Hügel ankamen. Jetzt wurden aber die Schwierigkeiten größer, weil der Eindruck von Mariens Fuß, der leichter zu bemerken war, als die andern, und der ihnen bis jetzt als Führer gedient hatte, nun nicht mehr zu unterscheiden war, und es wahrscheinlich wurde, daß man sie vom Boden in die Höhe gehoben hatte. Daß sie von hier aus getragen worden war, beruhigte sie etwas. Als sie auf dem Hügel ankamen, konnten sie ganz deutlich die Eindrücke der Mokassins erkennen, und da sie genau die Breite und Länge dieser Eindrücke maßen, so gewahrten sie, daß es zwei verschiedene Leute waren. Sie verfolgten die Spur bis an den Wald, welcher ungefähr eine Viertelmeile von dem Sumpf entfernt war, und da sie jetzt Alfred und Martin rufen hörten, so antwortete Malachi, und Beide fanden sich alsobald bei ihnen ein.

„Was giebt's, Malachi?“ fragten die beiden jungen Männer. „Wo ist Marie?“

„Sie ist weggeschleppt, Herr, ich zweifle nicht,“ versetzte Malachi, „und zwar von der Schlange. Der Galgenschwengel hatte an dem einen Gefangenen nicht genug; er wollte zwei haben, um uns desto mehr abzupressen.“

Malachi erklärte nun, weshalb es gewiß sei, daß Marie fortgeschleppt worden wäre, und Martin pflichtete ihm ganz bei. Alfred

sagte hierauf: „Nun gut, bevor wir handeln, laßt uns überlegen, was dabei zu thun ist.“

„Recht,“ versetzte Malachi; „das Beste, was wir in diesem Augenblicke thun können, ist, daß ich und die Erdbeere der Spur folgen, um so viel als möglich nähere Nachricht einzuziehen, und daß wir dann eine Truppe bilden, um den Feind zu verfolgen. Lassen Sie uns nur eifrig der Spur folgen, und wir werden sie nicht verlieren, vorzüglich, wenn die Erdbeere mit uns ist, denn sie hat ein besseres Auge, als irgend ein Indianer, den ich kenne, sei es ein Mann oder ein Weib.“

„Gut, das ist Alles recht, Malachi; aber was soll ich thun, während Sie die Spur verfolgen?“

„Nun, Sie müssen die Truppe bilden, und sie zum Aufbruch bereit halten, daß Sie in drei Stunden, wenn es möglich ist, da sein können.“

„So will ich,“ fuhr Alfred fort, „in das Fort reiten, und Kapitän Sinclair mit einigen Soldaten herbeiholen.“

„Es giebt einige gute Jäger unter ihnen,“ sagte Malachi; „diese werden uns treffliche Dienste leisten. Jedenfalls müssen wir eine größere Macht als die Indianer haben; und diese belaufen sich mit ihrem Häuptlinge auf sechs oder sieben. Nun sind Sie, Martin und ich, das sind drei; Kapitän Sinclair und vier Soldaten machen acht. Das ist hinreichend, mehr als hinreichend, um das Gesindel zu überwältigen. Herr Heinrich und John müssen zurückbleiben, denn sie werden, bevor wir abgehen, nicht nach Hause kommen. Dies thut mir leid; ich hätte lieber gesehen, daß sie bei uns wären.“

„Wer kann helfen?“ versetzte Alfred. „Nun gut, Martin und ich wollen mit einander zurückgehen, und wenn es möglich ist, werde ich mit Kapitän Sinclair in zwei Stunden zurückkommen.“

„Sobald es ihnen möglich ist, Herr! Und Martin wird Alles vorbereiten, was wir zu unserer Reise nöthig haben, damit wir nicht ohne Noth Gebrauch von unsern Flinten machen müssen.“

Alfred eilte fort, und Martin, welchem Malachi noch einige Aufträge gab, folgte nach. Malachi und die Erdbeere verfolgten unterdeß die Spur weiter. Diese führte länger als eine Stunde durch das größte Dickicht des Waldes, bis sie an einen Platz kamen, wo ein Feuer gebrannt hatte und der Boden zusammengetreten war. Es war augenscheinlich, daß der Trupp hier einige Zeit gerastet hatte.

„Hier war das Lager der ganzen Bande,“ sagte Malachi, als er sich umschaute.

Die Erdbeere, welche den Boden unausgesetzt betrachtete, rief: „Hier ist ihr Fuß wieder!“

„Ja, ja, es ist ganz klar, daß zwei Männer sie hierher geschleppt haben, wo die andern auf sie warteten, und daß der ganze Trupp dann von hier aufgebrochen ist. Nun müssen wir trachten, die neue Spur zu finden, denn ich zweifle nicht, daß sie gedachten, uns irre zu führen.“

Die Erdbeere zeigte nun auf eine Spur nahe der Stelle, wo das Feuer war, und sagte:

„Der Mokassin einer Frau.“

„Recht! So ist sie also mit ihr; um so besser!“ versetzte Malachi; „wenn es dieselbe ist, die wir vom Untergange gerettet haben, so wird sie uns schon nützlich werden.“

10. Die Verfolgung.

Alfred war in größter Eil nach Hause gelaufen und hatte sein Pferd gesattelt. Vor seinem Abgange nach dem Fort hatte er noch eine kurze Unterredung mit seinem Vater und seiner Mutter, in welcher er ihnen eröffnete, daß Marie geraubt worden sei, und daß Malachi und Martin der Meinung seien, die zornige Schlange sei mit im Spiele.

„Was kann die Ursache sein?“ fragte Emma weinend.

„Wahrscheinlich um Pulver und Blei zu bekommen, wenn er sie wieder bringt,“ versetzte Alfred; „aber es ist keineswegs zu befürchten, daß sie übel behandelt wird, denn hierzu ist keine Ursache vorhanden, und es ist wohlbekannt, daß ein Indianer das weibliche Geschlecht immer achtet. Doch, da kommt mein Pferd.“

„Wohin willst Du, Alfred?“ fragte Frau Campbell in der größten Aufregung.

„Ich reite nach dem Fort, um Beistand zu erhalten, bringe Capitän Sinclair mit, und dann verfolgen wir die Feinde so schnell, als wir können, Mutter. Martin wird bis zu meiner Zurückkunft Alles vorbereiten. Malachi und die Erdbeere verfolgen indessen die Spur; doch es ist keine Zeit mehr zu verlieren, ich sollte schon wieder zurück sein.“

Alfred schwang sich auf das Pferd, welches Martin vor die Thür gebracht hatte, und sprengte fort.

Man kann sich denken, in welcher Traurigkeit Herr und Frau Campbell sich befanden; dies hinderte sie indessen nicht, den wartenden Martin mit Allem zu versehen, was er forderte, namentlich mit gesalzenem Fleisch, Branntwein, Pulver, Blei und dergleichen.

Nach etwa zwei Stunden sah man Alfred in größter Eil heransprengen. Er war vom Kapitän Sinclair begleitet, und jeder von ihnen hatte noch einen Mann hinter sich auf dem Pferde.

„Hier kommen sie!“ sagte Martin; „sie haben hohe Zeit, das ist gewiß.“

„Armer Kapitän Sinclair! Was muß er leiden! Ich bedaure ihn!“ sagte Frau Campbell.

„Er muß dessenungeachtet suchen, ruhig zu sein,“ bemerkte Martin, „oder er macht sich mehr Kummer, als es gut ist.“

Alfred und Kapitän Sinclair stiegen ab; sie hatten zwei Soldaten mitgebracht, die im Walde gut zu gebrauchen und treffliche Schützen waren, und zwei andre gute Schützen befanden sich bereits auf der Ansiedelung. Nach einer eiligen Unterredung von einigen Minuten, in denen Alfred seine Eltern bat, während seiner langen Abwesenheit den Muth und die Hoffnung nicht zu verlieren, umarmte er seine Mutter, während der Vater dem Kapitän Sinclair traurig die Hand drückte und ihm glücklichen Erfolg wünschte. Darauf machten sich die sieben Männer, alle wohl bewaffnet, auf den Weg, um sich an Malachi und die Erdbeere anzuschließen.

Malachi und die Erdbeere waren während der Zeit nicht müßig gewesen. Letztere war noch nach Hause gelaufen und hatte einen Bogen und Pfeile geholt, und nachdem Beide dann länger als eine Stunde den Fußstritten durch den Wald nachgegangen waren, kamen sie an ein kleines Flüsschen, welches den Wald durchschnitt. Hier war die Spur nicht weiter zu verfolgen, denn man gewahrte sie nicht mehr auf der andern Seite des Flusses. Malachi vermuthete daher, daß die Indianer, um ihre Spur zu verbergen, in dem Fluß eine Strecke entweder auf- oder abwärts gegangen seien, ehe sie das andere Ufer erstiegen; als es nun aber an der Zeit war, daß Alfred und die Andern ankommen mußten, ging Malachi wieder auf

den Platz, wo Alfred und Martin ihn verlassen hatten, und ließ die Erdbeere zurück, um an dem Flüsschen hinzugehen und die Spur auf der andern Seite aufzufinden. Sobald sich die Truppe bei ihm eingefunden hatte, ging er mit derselben nach dem Orte zurück, wo er die Erdbeere verlassen hatte.

Sie warteten hier einige Zeit, denn die Erdbeere war noch nicht zu sehen, und benutzten diese Gelegenheit, um die Nahrungsmittel und den Schießbedarf unter sich zu vertheilen. Obgleich Kapitän Sinclair, wie man sich wohl denken kann, sehr ergriffen war, so entwickelte er doch eine große Thätigkeit im Anordnen, und bewies, daß er ungeachtet seines zerrissenen Herzens den Kopf nicht verloren habe. Der Marsch wurde durch ihn und Malachi geordnet, und als Alles vorbereitet war, wartete man mit Ungeduld auf die Erdbeere. Endlich kam sie und brachte die Nachricht, daß sie ohngefähr eine Meile stromaufwärts die Spur wieder entdeckt habe, worauf sie unverzüglich aufbrachen. Man war überein gekommen, auf dem ganzen Marsche tiefes Stillschweigen zu beobachten. Nachdem die neuentdeckte Spur ungefähr eine halbe Meile verfolgt worden war, kam man an einen lichten Platz des Waldes, auf welchem das Gras ganz kurz und dürr war. Jetzt war man von neuem in Ungewißheit, und nach einer Nachforschung von einer halben Stunde hatte man noch nichts entdecken können, als Alle durch ein leises Pfeifen der Erdbeere, welche bis an den Fluß zurückgekehrt war, zurückgerufen wurden.

„Sie sind wieder zurückgegangen,“ sagte die Erdbeere, indem sie auf die vorigen Fußtritte zeigte, „ich sehe die Spuren der Mofassins auf dem Wege doppelt.“

„Nichtig!“ sagte Malachi nach einer kurzen Untersuchung. „Nun denn, Erdbeere, suche nach, wo sie die alte Spur wieder verlassen haben. Ich habe Ihnen gesagt,“ fuhr Malachi gegen Alfred fort,

„daß uns die Erdbeere sehr nützlich sein würde; sie hat ein Auge wie ein Falke.“

Es war noch nicht ganz eine halbe Stunde verlaufen, seit sie den Ort entdeckten, auf welchem die Indianer, um die Verfolger irre zu führen, auf ihre Spur zurückgegangen waren; sie brachen daher wieder auf und verfolgten dieselbe unter Leitung der Erdbeere vorsichtig, bis diese stehen blieb, Malachi einen abgebrochenen Zweig an einem Busche zeigte, und in der Indianersprache zu ihm redete.

„Richtig; laß nun sehen was sich weiter ereignet!“ In wenigen Minuten zeigte die Erdbeere wieder auf einen anderen Zweig.

„Das ist Alles recht,“ sagte Malachi, „ich sagte ja, daß sie uns helfen würde, wenn es möglich ist, und sie kann es. Das indianische Weib,“ fuhr Malachi gegen Sinclair gewendet fort, „das indianische Weib, welches vor zwei Jahren durch die Familie Campbell gerettet wurde, befindet sich ohne Zweifel bei den Räubern. Sie ist uns gewogen, und hat, wie sie sehen, überall auf die Gefahr hin, von den Indianern bemerkt zu werden, dünne Zweige abgebrochen, welche uns als Führer dienen sollen. Nun, wenn sie fortgefahren hat, dieses zu thun, so brauchen wir nicht in Unruhe zu sein.“

Sie verfolgten ihren Weg durch den Wald bis gegen Sonnenuntergang, und begaben sich erst zur Ruhe, als sie nicht mehr sehen konnten. Sie hatten ohngefähr drei Meilen von der Niederlassung an zurückgelegt, und schlugen nun unter einen großen Baum ihr Nachtlager auf. Das Wetter war warm, und sie machten deshalb kein Feuer an. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch aßen sie schnell und verfolgten die Spur weiter. Sie war noch ganz deutlich, und wie früher waren gelegentlich Zweige abgebrochen. An diesem Tage legten sie eine Strecke von fünf Meilen zurück, und

am Abend kamen sie an das Ufer eines ungefähr drei Meilen langen und eine Meile breiten Sees, an dessen Ufer die Spur verschwand.

„Hier müssen sie zu Wasser weiter gegangen sein,“ sagte Alfred; „aber welche Mittel hatten sie, um überzusetzen?“

„Das müssen wir vor Allem zu entdecken suchen,“ versetzte Malachi; „denn sonst werden wir die Spur nie wieder finden. Vielleicht gelingt uns das morgen früh; heut ist es zu dunkel, und wir könnten mehr verderben, als gut machen, wenn wir jetzt am Ufer nachspüren wollten. Wir müssen also die Nacht hier zubringen. Da ist ein hoher Felsen, welcher sich nicht weit vom Gestade befindet; wir thun wohl, wenn wir uns hinter denselben begeben, weil wir da ein Feuer machen können, ohne von den Indianern bemerkt zu werden, im Falle sie sich auf dem entgegengesetzten Ufer befinden sollten. In dieser Nacht müssen wir, wenn es möglich ist, alle unsere Provision in Bereitschaft setzen, denn wir können uns darauf verlassen, daß wir diesen Tag weiter gekommen sind, als sie mit der jungen Dame; und wenn wir die Spur wiederfinden, so werden wir bald bei ihnen sein.“

„Gott gebe, daß es wahr wird!“ rief Kapitän Sinclair aus; „der Gedanke an das, was die arme Marie ausstehen muß, könnte mich zur Raserei treiben.“

„Ja, Herr, sie wird fürchterlich leiden, ich zweifle nicht,“ versetzte Malachi. „Doch die Indianer werden sie nicht übel behandeln, verlassen Sie sich darauf.“

11. Dankbarkeit.

Sobald die Gesellschaft bei dem Felsen, auf welchen Malachi gezeigt hatte, angekommen war, wurde Brennholz gesammelt, und in wenig Minuten hatte die Erdbeere ein Feuer angezündet. Da man kein Kochgeschirr bei sich hatte, so wurde das Schweinefleisch in dünne Stücke geschnitten und auf kleine Stäbe gesteckt, bis es hinlänglich geröstet war. Dann wurde es wieder, bis auf den Theil, welchen man für heute essen wollte, in verschiedene Bündel zusammen gepackt. Als das Mahl beendet war und Alle um die Asche des Feuers herumsaßen und sich von den verschiedenen Arten, die Indianer zu überfallen, unterhielten, sprang Martin plötzlich auf, machte sich mit seiner Flinte fertig und schlug an.

„Was giebt's?“ fragte Alfred leise; aber Martin legte zum Zeichen, daß er schweigen solle, seinen Finger auf den Mund.

„Es kommt Jemand; er ist schon hinter diesem dicken Baum,“ sagte Martin, „ich sehe seinen Kopf noch, aber es ist zu dunkel, um zu erkennen, wer es sein mag.“

Als Martin dieses sagte, wurde ein leises, eigenthümliches Pfeifen gehört, worauf die Erdbeere eilig mit ihrer Hand die Flinte Martin's abwendete und sagte:

„Es ist John!“

„John? Unmöglich!“ sagte Alfred.

„Er ist's,“ versetzte die Erdbeere. „Ich kenne dieses Pfeifen wohl; ich werde ihn holen; es hat keine Gefahr.“

Die Erdbeere verließ die Gesellschaft und ging nach dem Baume hin, indem sie leise John beim Namen rief, und wenige Sekunden nachher kam sie, denselben an der Hand führend, zurück. Ohne ein Wort zu sagen, stellte sich der Knabe ruhig an das Feuer.

„Ei, John, woher kommst Du?“ rief Alfred.

„Ich folgte Eurer Spur,“ versetzte John.

„Wann gingst Du vom Hause weg?“

„Gestern, als ich zurückkam,“ antwortete John.

„Weiß Dein Vater und Deine Mutter, daß Du nachkommen wolltest,“ fragte Kapitän Sinclair.

„Ich traf unterwegs einen der neuen Ansiedler, und sagte ihm, er möchte die Eltern von meinem Vorhaben in Kenntniß setzen,“ antwortete John. „Habt Ihr etwas zu essen?“

John hatte zwei Tage lang keine Nahrung zu sich genommen, und fiel daher mit Heißhunger über die Lebensmittel her. Als er mit seinem Abendessen fertig war, legten sich Alle zur Ruhe, bis auf einen, der Wache hielt, damit sie nicht überfallen würden. Mit Tagesanbruch frühstückten sie und gingen dann an das Ufer zu der Stelle hinab, an der sie die Spur verlassen hatten. Nach einer langen Nachforschung rief Malachi die Erdbeere herbei, zeigte ihr eine Stelle am Ufer, und forderte sie auf, hinzusehen. Diese that es und bemerkte endlich, daß dort die Spur eines Kanoes zu sehen war, welche sich bei dem Landen desselben in dem Boden abgedrückt hatte.

„Ich dachte es,“ sagte Malachi; „sie hatten ihr Kanoe bei der Hand und sind über den See gefahren. Nun müssen wir den See umgehen und die Spur von Neuem auffuchen; das wird uns zwar einen halben Tag aufhalten, aber es ist nicht zu ändern.“

Sie umgingen nun den See, indem sie die Ufer sorgsam untersuchten, bis sie auf der andern Seite ankamen. Gegen Mittag waren sie bis zu der Stelle gelangt, welche dem Felsen, hinter welchem sie in der vergangenen Nacht ihr Feuer angemacht hatten, gegenüber lag, ohne eine Spur entdeckt zu haben.

„Sie sind nicht in grader Linie übergefahren,“ sagte Kapitän Sinclair, „das ist augenscheinlich. Wir müssen nun noch mehr nordwärts suchen.“

Sie thaten dies und entdeckten endlich, daß das Kanoe an der Nordspitze des Sees angefahren war. Der Ort der Landung war deutlich zu bemerken, und eine kurze Strecke darauf konnten sie wahrnehmen, daß das Kanoe fortgeschleift worden war. Der Tag war bereits weit vorgerückt, und daher wurde die Frage erhoben, ob man sogleich die Spur verfolgen, oder erst das Kanoe auffuchen sollte, weil dies bei der Rückkehr nützlich sein konnte. Es wurde beschloffen, zunächst das Kanoe aufzusuchen. Dies geschah erst nach Verlauf von zwei Stunden, wo man es in einem Gebüsch, ohngefähr eine Meile vom See entfernt, versteckt fand. Dann wurde die Spur noch eine Meile weit verfolgt. Die Zweige waren wir zuvor umgebogen oder gebrochen, was eine große Hülfe gewährte, da die Nacht schon eingetreten war. Als sie einen kleinen Hügel erreichten, schlugen sie ihr Nachtlager unter den Bäumen auf, und begaben sich zur Ruhe.

Mit Anbruch des Tages machten sie sich wieder auf den Weg. Nach einem Marsche von zwei Stunden ging die Spur über eine schmale Wiese, wo sie nur mit großer Mühe verfolgt werden konnte; indessen fanden sie auf der entgegengesetzten Seite die Spur wieder, und da die Zweige noch häufiger gebrochen und gebogen waren, so kamen sie schnell vorwärts. Während dieser Tage hatte Martin mit dem Bogen, welchen die Erdbeere mitgenommen hatte, zwei Truthähne erlegt. Dies war eine große Muthülfe, da sie nur auf sieben bis acht Tage mit Lebensmitteln versehen waren, während das Ziel ihrer Reise noch immer nicht voraussehen war.

Nicht lange vor der Abenddämmerung vernahm das leise Gehör der Erdbeere ein dumpfes Geräusch, wie das eines schwerathmenden

Menschen. Sie zeigte mit dem Finger auf ein Gebüsch; die Andern nahen sich vorsichtig, und fanden auf der andern Seite desselben ein indianisches Weib, heftig blutend, auf dem Boden liegen. Als sie dasselbe aufhoben, erkannten sie das indianische Weib wieder, welches sie schon einmal gerettet und dem sie den Fuß eingerichtet hatten. Die Unglückliche war ohne Zweifel von den Indianern bemerkt worden, als sie, um ihnen die Spur zu verrathen, die Zweige abbrach. Die Untersuchung ergab, daß sie mit einem Tomahawk eine starke Wunde am Kopfe erhalten hatte; der Schlag war jedoch glücklicherweise seitwärts abgewichen und nicht in den Schädel eingedrungen. Sie war ohne Besinnung, denn sie hatte schon sehr viel Blut verloren. Sie stillten sogleich das Blut, legten der Frau eine Binde von Leinwand um, und gossen ihr etwas Wasser in den Mund. Unterdeß war es dunkel geworden, so daß es unmöglich war, diese Nacht noch weiter zu kommen. Die Erdbeere ging in den Wald, um einige Kräuter zu suchen, mit welchen sie die Wunde verband, und als sie es der Indianerin so bequem als möglich gemacht hatten, legten sie sich zur Ruhe. Nun erst sagte Malachi zu Alfred:

„Ohne Zweifel haben die Indianer entdeckt, daß diese Frau uns die Spur bezeichnete, ihr darauf einen Schlag mit den Tomahawk versetzt und sie für todt liegen lassen. Ich denke, daß die Wunde, obwohl sie ziemlich tief ist, doch nicht gefährlich sein wird; die Erdbeere ist auch dieser Meinung. Dies wird sich indessen morgen entscheiden, und wenn die Arme nicht zu schwach ist, so wird sie uns schon gute Dienste leisten; denn wir müssen nun vorwärts eilen, so viel wir nur können.“

Als sie am Morgen erwachten, fanden sie die Erdbeere bei der Indianerin sitzen, welche nun wieder bei Besinnung und völlig gefaßt, aber noch sehr schwach und erschöpft war. Malachi und Martin gingen zu ihr und hatten in Zwischenräumen eine lange Unter-

redung mit ihr. Malachi hatte mit seiner Vermuthung Recht gehabt. Die zornige Schlange hatte gesehen, wie sie einen Zweig einbog, und sie mit seinem Tomahawk zu Boden geschlagen. Sie erhielten von ihr die weitere Nachricht, daß die zornige Schlange die Absicht gehabt habe, sich noch eines andern Gefangenen zu bemächtigen, um bei der Auslösung möglichst viel Pulver, Blei und Waffen zu erhalten, und daß er deshalb das Mädchen geraubt habe. Die sämtlichen erwachsenen Krieger seiner Horde, sechs an der Zahl, befänden sich bei ihm; schon nach einigen Tagen hätte Marie wegen heftiger Schmerzen an den Füßen nicht weiter gehen können; seitdem habe man sie tragen müssen. Uebrigens werde sie von den Indianern gut und achtungsvoll behandelt. Sie fügte hinzu, daß die Indianer nicht auf dem geraden Weg nach Hause gehen, sondern einen Umweg von sechs bis sieben Tagereisen machen wollten, um nicht von einigen andern Stämmen, welche auf dem geraden Weg wohnten, gesehen und verrathen zu werden. Endlich erzählte sie, daß sie die Zweige deshalb umgebrochen habe, weil sie von Herrn und Frau Campbell so gütig gepflegt worden sei, als man sie mit dem verrenkten Fuße im Walde gefunden habe, daß William sich wohl befunden habe, als sie ihn in den Hütten zurückgelassen, und daß die zornige Schlange gesonnen sei, wenn er nicht eine beträchtliche Menge Pulver, Blei und mehrere Flinten für ihn erhielte den Knaben an Kindesstatt anzunehmen, weil er ihm wirklich geneigt sei. Auf die Frage, ob der Knabe munter und fröhlich sei, antwortete sie, daß er es anfangs nicht gewesen, daß er jetzt aber beinahe ein ganzer Indianer geworden sei, daß es ihm selten erlaubt werde, die Hütten zu verlassen, und nie anders, als in Begleitung der zornigen Schlange. Hinsichtlich der Entfernung der Hütten sagte sie, daß es auf geradem Weg noch sieben Tagereisen seien, daß aber die Horde mit der Gefangenen nicht unter fünfzehn

Tagen daselbst anlangen würde, da sie mit jedem Tage von der langen Reise ermüdeten würden. Nachdem man diese Nachrichten erhalten, wurde eine Berathung gepflogen, in welcher zuerst Malachi sich folgendermaßen aussprach:

„Meine Meinung ist diese. Wir können nichts Besseres thun, als so lange hier zu bleiben, bis die Frau sich so weit wieder erholt hat, daß sie mit uns gehen und uns den geraden Weg nach ihrer Wohnung zeigen kann. In zwei oder drei Tagen wird sie wahrscheinlich kräftig genug sein, um mit uns gehen zu können; dann werden wir den geraden Weg einschlagen, und doch noch vor den Indianern ankommen. Die Kenntniß der Gegend und der Pfade wird uns in den Stand setzen, ihnen einen Hinterhalt zu legen, und so das Mädchen, ohne große Gefahr für uns, zu befreien. Es wird ihnen nicht einfallen, daß sie in unsere Hände gerathen, weil sie sich einbilden werden, daß die Frau todt ist, und allerdings ist ein Schlag mit dem Tomahawk fast immer tödtlich.“

Nach einer langen Berathung wurde der Vorschlag Malachis gut geheissen und dem indianischen Weibe mitgetheilt. Da sie nicht in Furcht zu sein brauchten, daß die Indianer ihre Spur entdecken könnten, gingen Martin und Alfred auf die Jagd aus, um die ganze Reisegesellschaft mit Lebensmitteln zu versorgen, während die Andern aus Baumzweigen eine geräumige Hütte bauten. Gegen Abend kamen Alfred und Martin mit einem schönen Rehbock zurück. Es wurde ein Feuer angeschürt, und Alles machte sich nun ans Kochen und Essen. Das indianische Weib forderte auch etwas zu essen, und ihre Herstellung war daher nicht mehr zweifelhaft.

Zu ihrer Freude bemerkten Malachi und die Erdbeere schon am andern Tage, daß die Indianerin sich schnell erholt, und am fünften Tage erklärte diese, daß sie nun im Stande sei, mit ihnen zu gehen, wenn sie langsam marschiren wollten. Man kam daher über-

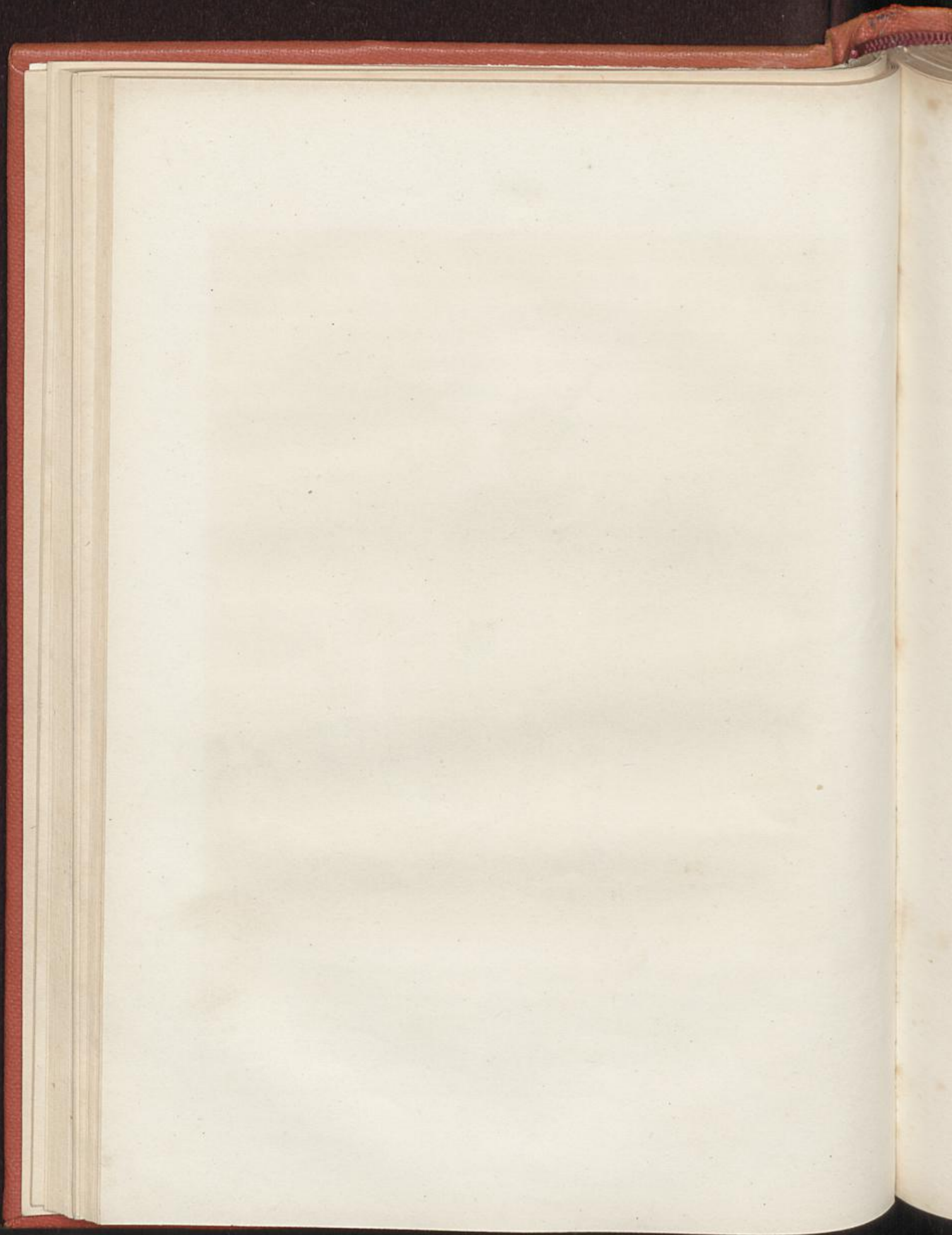
ein, daß man am nächsten Morgen aufbrechen wolle, und so geschah es. Nachdem Alle ihre Vorräthe von gesalzenem Fleisch zu sich genommen hatten, um sich nicht unterwegs aufhalten oder von den Flinten Gebrauch machen zu müssen, machten sie sich mit Sonnenaufgang auf den Weg. Sie folgten jetzt nicht mehr der Spur der Indianer, sondern schlugen, von dem Weibe geleitet, den Weg in gerader Richtung zu den Wohnungen der Horde der zornigen Schlange ein.

12. Erster Kampf.

Ungeachtet der Ermüdung der Indianerin, welche den Kopf verbunden hatte und wegen des großen Blutverlustes sehr schwach war, machten sie doch eine ziemliche Tagereise, und hielten dann wieder an. So setzten sie ihren Weg bis zum sechsten Tage fort, als ihnen Nachts, indem sie sich wieder lagerten, die Indianerin sagte, daß sie jetzt nur noch drei oder vier Meilen von den Wohnungen seien, welche sie suchten. Es wurde nun Rath gehalten, was weiter zu thun sei, und endlich kam man überein, daß die Indianerin sie an einen, den Wohnungen nahen Platz führen solle, wo sie sich verbergen könnten, und daß, wenn sie dort angekommen seien, diese Frau und Malachi erkundschäften sollten, ob der Häuptling mit seiner Horde und der Gefangenen schon zurück sei oder nicht. Die Nacht wurde in großer Unruhe und von den Meisten schlaflos zugebracht, so ängstlich sahen sie dem Morgen entgegen. Lange vor Tagesanbruch brachen sie wieder auf, gingen mit Vorsicht weiter, und wurden von der Indianerin in ein dichtes Gebüsch geführt, welches nur hundert und fünfzig Schritte von den Wohnungen entfernt war, und



Erster Kampf.



sie vor jeder Entdeckung sicherte. Gleich darauf krochen Malachi und die indianische Frau auf allen Vieren fort, und waren in dem Gebüsch bald nicht mehr zu sehen; sie näherten sich den Hütten so viel wie möglich, um besser lauschen zu können. Während der Zeit richteten die Uebrigen ihre Augen auf die Hütten, um zu beobachten, wer herauskommen würde; denn der Tag wollte gerade anbrechen, als sie in ihrem Versteck angekommen waren.

Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde gewartet hatten, sahen sie einen indianischen Knaben aus der Hütte kommen. Er war mit einem indianischen Rock aus Hirschhaut bekleidet, und hatte Bogen und Pfeil in seiner Hand. Eine Adlerfeder war als Zeichen, daß er der Sohn eines Häuptlings sei, im Haar über dem Ohr befestigt.

„Das ist mein Bruder William,“ sagte John mit leiser Stimme.

„William!“ versetzte Alfred, „ist es möglich?“

„Ja,“ lispelte die Erdbeere, „es ist William; aber spricht nicht so laut.“

„Nun, den haben sie zu einem ganzen Indianer gemacht,“ sagte Alfred; „wir werden jetzt einen schlechten Eindruck auf ihn machen.“

William — denn er war es — sah sich einige Zeit rund um. Endlich flog eine Krähe über seinen Kopf; er spannte seinen Bogen, und streckte mit seinem Pfeil den Vogel todt zu seinen Füßen.

„Ein Hauptschütze!“ sagte Kapitän Sinclair. „Der Junge hat auf alle Fälle etwas gelernt. Das kannst Du nicht, John.“

„Nein,“ antwortete dieser; „aber er kann auch nicht mit der Flinte so umgehen, wie ich.“

Sie warteten noch eine Weile; dann kam eine indianische Frau und ein alter Mann heraus, und ungefähr eine Viertelstunde später kamen noch drei Weiber und ein Indianer von ungefähr zwanzig Jahren.

„Ich denke, die haben wir nun ganz in unserer Gewalt,“ sagte Martin.

„Ja, ich denke auch so,“ versetzte Kapitän Sinclair.

„Ich wünschte, Malachi käme nun wieder zurück; denn ich glaube nicht, daß er mehr auskundschaften wird, als wir selbst sehen.“

Eine halbe Stunde später kamen Malachi und die Indianerin zurück. Sie hatten sich in dem Gebüsch den Wohnungen bis auf fünfzig Schritte genähert; weiter gingen sie nicht, indem sie befürchteten, daß, wie die Indianerin sagte, die beiden Hunde, die sich in den Hütten befänden, Lärm machen möchten. Die Frau erklärte darauf, daß nach ihrer Ueberzeugung die Truppe noch nicht nach Hause gekommen sei, und sie hielten nun eine Berathung über ihr weiteres Benehmen. Die Indianer waren nicht stark; den alten Mann, den Jüngling von zwanzig Jahren und die vier Weiber hätten sie leicht gefangen nehmen und sich ihrer versichern können. Doch war die Frage, ob es auch rathlich sei, indem hierbei leicht Jemand entwischen, den abwesenden Trupp von dem Geschehenen in Kenntniß setzen und ihn veranlassen konnte, mit Marie nicht nach den Hütten zurückzukehren.

Diese Frage wurde zwischen Malachi, dem Kapitän Sinclair und Alfred leise verhandelt. Endlich unterbrach sie John und sagte: „Sie gehen auf die Jagd, der alte und der junge Indianer und William; sie haben Alle ihre Bogen und Pfeile.“

„Der Junge hat Recht,“ sagte Malachi. „Nun gut, ich betrachte dies als eine Entscheidung unserer Frage; wir können die Männer gefangen nehmen, ohne daß die Weiber etwas davon gewahr werden. Sie werden sie vor Abend nicht zurück erwarten, und wenn sie auch dann nicht zurückkommen, so werden sie darüber weder erstaunt, noch unruhig sein. Wir thun daher besser, wenn wir sie weggehen lassen und ihnen folgen. Wenn wir uns dersel-

ben versichert haben, dann können wir entscheiden, was mit den Frauen geschehen soll."

Dies wurde genehmigt, und Malachi eröffnete nun der Indianerin ihr Vorhaben. Sie pflichtete demselben bei, sagte aber, indem sie auf den alten Indianer zeigte: „Der alte Rabe ist sehr verschmigt; Sie müssen vorsichtig sein.“

Sie blieben nun noch eine Viertelstunde in ihrem Versteck, bis die zwei Indianer und William den offenen Platz vor den Hütten überschritten und den Wald erreicht hatten. Dann folgten sie ihnen in gerader Richtung; Malachi und John gingen voraus, Martin und Alfred folgten ihnen, und die Uebrigen gingen in einiger Entfernung hinter diesen Beiden. Auf diese Art setzten sie ihren Weg länger als eine halbe Stunde fort, als ein Rudel Hirsche vor Malachi und John vorbeirannte. Sie hielten sogleich an und verbargen sich; Martin und Alfred, welche es bemerkten, thaten dasselbe, und so auch, auf die Bemerkung der Erdbeere, die Uebrigen. Kaum hatten sie dieses gethan, so folgte ein Stück Wild, welches von einem Pfeile getroffen war, dem Rudel nach, und nach einigen Sähen fiel es nieder. Einige Minuten später erschienen die Jäger, und blieben bei dem sterbenden Thiere stehen. Nachdem sie etwas mit einander gesprochen hatten, ergriffen sie ihre Messer, um es abzustreifen. Während sie hiermit beschäftigt waren, krochen Malachi und John von einer Seite, Alfred und Martin von einer andern, und die Uebrigen von einer dritten Seite leise auf sie zu; aber um sie gänzlich zu umringen, war es nöthig, daß einige sich ihnen auch durch einen Umweg auf der vierten Seite näherten. Kapitän Sinclair befahl daher zwei Soldaten, so still als möglich an den angewiesenen Platz zu schleichen und zu warten, bis das Zeichen gegeben würde.

Während so die Truppe den Indianern immer näher und näher kam, schien der alte Rabe plötzlich unruhig zu werden, sah sich rings

um und legte sich auf einmal mit dem Ohr auf die Erde. Als er dies that, standen Alle still und wagten kaum zu athmen.

„Die Indianerin sagt, daß der alte Rabe Verdacht geschöpft hat und überzeugt ist, daß sich Jemand im Walde nähert; sie glaubt daher, daß es besser sei, wenn sie zu ihm ginge,“ sagte die Erdbeere zu Kapitän Sinclair.

„Laß sie gehen,“ entgegnete dieser; „das kann uns nur nützlich sein.“

Die Indianerin stand auf und ging in gerader Richtung auf die Indianer zu, welche sich bei ihrer Annäherung sogleich umwandten. Sie sprach mit ihnen und es schien, daß sie ihnen von der Zurückkunft der Truppe erzählte. Auf diese Weise beschäftigte sie die Aufmerksamkeit des alten Raben, bis er mit seinen Begleitern ganz umzingelt war. Dann fielen Martin und alle Uebrigen, zu gleicher Zeit aufspringend, über sie her. Nach einer kurzen und vergeblichen Gegenwehr hatten sie sich ihrer bemächtigt; doch konnte man es nicht verhindern, daß der junge Indianer einen Soldaten durch einen Messerstich verwundete. Die Riemen waren bereit, die Indianer wurden gebunden und auf Anordnung Malachis auch William, der, so lange er nicht gebunden war, zu entfliehen versuchte. Sobald man sich der Gefangenen versichert hatte, bereiteten Martin und zwei Soldaten das Wild zu einer Mahlzeit, während die Erdbeere und die indianische Frau Brennholz sammelten. Indessen standen Kapitän Sinclair, Alfred, Malachi und John bei den Gefangenen, und richteten ihre Aufmerksamkeit auf William, welchen sie zu binden genöthigt waren, damit er ihnen nicht entwische. Er war nun fast zwei Jahre bei den Indianern in den Wäldern, ohne das Angesicht eines weißen Mannes gesehen zu haben, und schien alle Erinnerungen an sein früheres Leben verloren zu haben. Auf die

Fragen Alfreds antwortete er nicht; auch schien er ihn gar nicht zu verstehen.

„Lassen Sie mich es versuchen,“ sagte Malachi; „ich will Indianisch mit ihm sprechen, er hat vielleicht seine Muttersprache vergessen. Es ist bewundernswürdig, wie bald wir in den Stand der Natur zurückkehren, wenn wir einmal in den Wäldern sind.“

Malachi sprach nun mit William in indianischer Sprache. Der Knabe hörte einige Zeit zu; endlich antwortete er in derselben Sprache.

„Er will seinen Todtengesang singen; er meint, er sei der Sohn eines Kriegers und wolle muthvoll sterben.“

„Wie der Junge verändert ist,“ sagte Kapitän Sinclair; „ist es möglich, daß eine so kurze Zeit eine solche Verwandlung herbeiführen kann?“

Malachi rief jetzt die Erdbeere herbei, und sagte ihr, daß sie mit William von seiner Heimath, von seiner Mutter und von andern, seine früheren Verhältnisse betreffenden Gegenständen sprechen solle. Sogleich setzte sich diese zu dem Knaben, und sprach mit ihm indianisch von seinem Vater, seiner Mutter, von seinen Schwestern, und wie er von den Indianern gefangen genommen wurde, als er auf der Jagd war, wie seine Mutter ihn beweinte, und wie Alle seinen Verlust noch jetzt beklagten. Dann ging sie in einem leisen, freundlichen Tone von einem auf das andere über, was sein voriges Leben auf der Anstiedlung betraf, und es war augenscheinlich, daß er sehr aufmerksam zuhörte. Die Erdbeere hatte ihn länger als eine Stunde unterhalten, als Alfred sich mit den Worten an ihn wandte: „William, kennst Du mich denn nicht?“

„Ja,“ versetzte der Knabe in englischer Sprache; „ich kenne Dich: Du bist mein Bruder Alfred.“

„So ist's recht,“ sagte Malachi; „so muß man fortfahren, bis dem Jungen seine Gedanken wieder kommen. Die Erdbeere wird sie ihm schon nach und nach beibringen.“

Es wurde jetzt eine neue Berathung gehalten, und auf Malachis Vorschlag beschlossen, in das frühere Versteck in der Nähe der Hütten zurückzukehren und dort die Rückkehr der zornigen Schlange abzuwarten, die nach der Versicherung des indianischen Weibes noch an demselben Tage erfolgen mußte.

13. Der Ueberfall.

Ungefähr eine Stunde vor der Dämmerung kamen sie in ihren Schlupfwinkeln an. Sie hatten die Vorsicht gebraucht, die beiden gefangenen Indianer zu knebeln, damit sie nicht durch einen Ruf ihre Gefangennehmung verrathen könnten. Williams Hände und Füße waren, da man seiner noch nicht ganz gewiß war, gleichfalls gebunden; doch wurde er mit jedem Augenblick ruhiger, und fing bereits an, mit John etwas zu sprechen.

Sie hatten sich kaum fünf Minuten lang in dem dichten Tannengebüsch verborgen, als sie im Holz auf der anderen Seite der Wohnungen einen entfernten Ruf vernahmen.

„Jetzt werden sie kommen,“ sagte Martin; „das ist ihr Signal.“

Eins der indianischen Weiber bei den Hütten erwiederte den Ruf.

Eine halbe Stunde später sah man die zornige Schlange mit ihrer Horde aus dem Walde herauskommen, und bemerkte, daß vier Indianer eine Tragbahre aus Baumstämmen trugen.

„Sie konnte nicht mehr gehen,“ sagte Malachi zu Kapitän Sinclair, „und wird von den Indianern getragen. Ich sagte Ihnen ja, daß sie nicht hart behandelt werden würde.“

Die Indianer hatten bald den offenen Platz überschritten, und standen an einer Hütte still. Marie wurde herabgehoben, und man sah sie mit Anstrengung in die Hütte gehen, in welche ihr zwei indianische Weiber folgten.

Nach einem kurzen Gespräche zwischen der zornigen Schlange und den zwei Weibern begab sich der Häuptling mit seiner Bande in eine andere Hütte.

„Gut, gut,“ bemerkte Malachi; „sie haben sie unter Aufsicht zweier Frauen in einer Hütte allein gelassen, und so wird keine Gefahr für sie zu befürchten sein, wenn wir den Feind angreifen. Das muß jedenfalls bald geschehen und ehe es dunkel wird, damit sie uns nicht entwischen.“

„Wir wollen es sogleich thun,“ sagte Kapitän Sinclair.

„Nein, nicht sogleich, Kapitän. Wir haben noch länger als eine Stunde Tag, und können also immer noch eine Stunde warten. Diese Zeit haben sie zum Essen nöthig; dann werden sie sich, erfreut über den gelungenen Raub, schlafen legen, wie die Indianer gewöhnlich thun. In einer Stunde werden wir sie am besten überfallen.“

„Sie haben recht, Malachi,“ versetzte Alfred; „Sinclair, Sie müssen Ihre Ungeduld zügeln.“

„Ich muß, ich weiß es,“ versetzte Kapitän Sinclair; „aber es wird eine langweilige Stunde für mich sein. Lassen Sie uns unsere Anstalten treffen; wir haben es mit sechs Feinden zu thun.“

„Und nur mit zwei Flinten,“ sagte Alfred. „Der Sieg ist uns gewiß.“

„Wir müssen erst sehen,“ sagte Martin, „ob alle in einer Hütte bleiben, oder ob sie sich vertheilen, und müssen demnach verfahren. Wer wird bei den Gefangenen bleiben?“

„Ich nicht,“ sagte John in einem bestimmten Ton.

„Du mußt, John, wenn es beschlossen wird,“ sagte Alfred.

„Es ist besser, wenn wir es nicht thun,“ versetzte Malachi. „Sobald der Junge das Krachen unserer Flinten hört, wird er seine Gefangenen verlassen, um sich uns anzuschließen, das weiß ich gewiß. Nein, Herr, wir können die Erdbeere bei den Gefangenen lassen. Ich will ihr mein Jagdmesser geben; das ist hinreichend.“

Sie beobachteten noch eine halbe Stunde die Hütten, bis Alles ruhig schien und niemand mehr herauskam. Nachdem sie darauf die Zündpfannen ihrer Flinten untersucht hatten, wurde Jedem sein Platz in der Weise angewiesen, daß sie die Hütten ganz einschlossen und sich zugleich gegenseitig unterstützen konnten. John wurde angewiesen, auf Marie recht Acht zu haben und zu verhüten, daß die Frauen nicht mit derselben aus der Hütte, in welcher sie sich befand, entwischten. John vollzog diesen Auftrag, welcher ihm von Wichtigkeit schien, obwohl man ihn nur aus dem Grunde hierzu ausersehen hatte, damit er keiner Gefahr ausgesetzt werde. Als man der Erdbeere die Aufsicht über die Gefangenen übertrager hatte, und diese mit gezogenem Jagdmesser bei ihnen stand, bereit, den geringsten Versuch zur Entweichung zu vereiteln, schlich der ganze Trupp auf dem Pfade, den Malachi und die Indianerin gegangen waren, leise vorwärts den Hütten zu. Sobald sie angekommen waren, warteten sie einige Minuten, während welcher Malachi umherblickte. Als sie sahen, daß Malachi aufsprang, thaten Alle dasselbe; Jeder eilte auf seinen Platz und näherte sich dann der Hütte, in welcher die zornige Schlange mit sei-

nen Gefellen lag. Die Indianer schienen zu schlafen, denn Alles blieb ruhig.

„Laßt uns erst Marie an einen sichern Ort bringen,“ sagte Kapitän Sinclair leise.

„So thun Sie es,“ sagte Alfred; „sie wird Sie lieber sehen, als uns.“

Kapitän Sinclair eilte zu der Hütte, in welche Marie gebracht worden war, und öffnete die Thüre. Marie stieß, sobald sie ihn erkannte, vor Freude einen lauten Schrei aus, erhob sich von dem Lager, auf welches sie niedergesunken war, und fiel ihm um den Hals. Der Kapitän schloß sie in seine Arme und wollte sie aus der Hütte tragen, als eine Indianerin ihn beim Rock erfaßte; aber John, welcher in demselben Augenblick eintrat, stieß ihr den Gewehrkolben ins Gesicht, so daß sie sich eiligst zurückzog. Kapitän Sinclair trug nun Marie auf seinen Armen in das Gebüsch, in welchem die Erdbeere bei den Gefangenen Wache hielt.

Maries Ruf hatte die Indianer, welche wegen ihrer Ermüdung in einem tiefen Schlafe lagen, aufgeweckt; aber noch immer wurde in ihrer Hütte keine Bewegung wahrgenommen. Während Malachi und Alfred sich besprachen, ob sie eindringen sollten oder nicht, fiel ein Schuß aus der Hütte, welcher den nächst Alfred stehenden Soldaten am Arme streifte. Ein zweiter Schuß folgte, und Martin erhielt eine Kugel in die Schulter. Jetzt stürzte die zornige Schlange mit seiner Horde heraus; der Häuptling schwang seinen Tomahawk, während die andern Indianer Martin und Alfred, welche nächst der Thür standen, angriffen. Malachi richtete seine Flinte auf die Brust der zornigen Schlange, und schoß ihm die ganze Ladung durch den Leib. Die andern Indianer wehrten sich verzweifelt, aber da sie von allen Seiten eingeschlossen waren, wurden sie bald überwältigt.

Nur zwei derselben blieben am Leben, und diese waren schwer verwundet; die andern lagen todt auf der Erde.

„Das war ein böser Mann,“ sagte Malachi, indem er auf den Körper des Häuptlings trat; „doch jetzt wird er kein Unheil mehr anrichten.“

„Sind Sie schwer verwundet, Martin?“ fragte Alfred.

„Nein, Herr, nicht schwer; die Kugel ist zwar durch die Schulter gegangen, hat aber zum Glück keinen Knochen berührt. Ich will zur Erdbeere gehen und mich verbinden lassen.“

Die zwei Weiber, welche mit Marie in einer Hütte gewesen waren, blieben in derselben, vor Johns Flinte sich fürchtend, zurück; die andern zwei aber waren während des Handgemenges in den Wald entsprungen. Dies war von geringer Bedeutung, und bald sagte man auch den andern, daß sie gehen könnten, wohin sie wollten. Sobald sie dies von Malachi vernommen hatten, folgten sie dem Beispiele ihrer Gefährtinnen. John und die Soldaten suchten unterdeß alle Waffen, welche sie in den Hütten finden konnten, und verbrannten sie, und Malachi und Alfred gingen in das Gebüsch, wohin Kapitän Sinclair Marie gebracht hatte. Alfred umarmte seine Cousine, welche durch die plötzlichen Uebergänge von der Furcht zur Freude fast überwältigt war. Unter allen Ereignissen verursachte ihr das Wiedererscheinen Williams, das ihr wie eine Auferstehung von den Todten erschien, die größte Aufregung. Alfred war in Berathung mit Malachi, als sie aus den Hütten eine Flamme emporsteigen sahen. Martin war, sobald seine Wunde verbunden war, zurückgekehrt und hatte sie angezündet.

„Das ist recht,“ sagte Malachi; „wir werden so einen Beweis unseres Sieges hier lassen, als Warnung für die andern Indianer.“

„Aber was wird aus den Weibern werden?“ fragte Alfred.

„Diese werden sich an einen andern Stamm anschließen und die Geschichte erzählen; es ist gut, wenn sie dies thun.“

„Und was beginnen wir mit unsern Gefangenen?“

„Die lassen wir nach und nach frei, denn wir haben nichts von ihnen zu fürchten. Aber wir lassen sie erst nach einem Marsche von zwei bis drei Tagen los, damit sie nicht irgend eine andere Horde, mit der sie vielleicht in Verbindung stehen, herbeiholen können.“

„Und die verwundeten Indianer?“ fuhr Alfred fort.

„Müssen wir der Borsehung überlassen, Herr; wir können ihnen nicht helfen. Wir werden ihnen Nahrung und Wasser hier lassen; die Weiber werden zurückkommen, sie finden, und wenn sie noch am Leben sind, sie pflegen, wenn sie aber todt sind, sie begraben. Doch hier kommt John mit einigen Bärenhäuten, welche er für Marie gerettet hat. Das war vernünftig von dem Jungen. Sobald das Feuer niedergebrannt ist, wollen wir unser Lager auf die offene Stelle verlegen und eine Wache für diese Nacht aufstellen; morgen früh aber wollen wir mit Gottes Hülfe unseren Rückweg antreten. Wir werden dem Vater und der Mutter eine große Freude bereiten, und je eher dies geschieht, desto besser; denn sie werden über unser langes Ausbleiben untröstlich sein.“

Ehe man sich zur Ruhe begab, mußte man die zornige Schlange und die andern getödteten Indianer begraben. Dann wurde eine Mahlzeit bereitet, und auf dem Platz, wo die indianischen Hütten gestanden hatten, ein Lager aufgeschlagen. Die ganze Gesellschaft befand sich indeß in solcher Aufregung, daß, ungeachtet der Anstrengungen der vorigen Tage, keiner schlafen konnte.

14. Die Rückkehr.

Bevor der Tag graute, waren die beiden verwundeten Indianer gestorben, und wurden sogleich neben dem Häuptlinge begraben. Alfred und Malachi hatten beschlossen, ohne Zeitverlust die Rückreise anzutreten, wenn es nämlich möglich sein würde, Marie zu transportiren. Dies hatte einige Schwierigkeiten, denn auf zwei Männer war nicht sehr zu rechnen, den verwundeten Soldaten nämlich und Martin, der untauglich zu jedem Dienst war. Die Indianerin war mit vier Flinten hinlänglich beladen, mit den beiden nämlich, die man den Indianern abgenommen hatte, und denen der beiden Verwundeten, welche gegenwärtig nicht im Stande waren, auch nur das Geringste zu tragen. Es waren also nur noch sechs dienstfähige Männer da; denn John konnte zum Tragen nicht gebraucht werden, und übrigens war er auch bestimmt, über William zu wachen. Dazu kam, daß man noch zwei Gefangene zu beaufsichtigen hatte, und man befand sich deßhalb in einiger Verlegenheit. Malachi schlug indessen vor, aus Aesten eine Tragbahre zu machen, und diese an einer Stange zu befestigen, so daß sie von zwei Männern getragen werden konnte. Marie war gerade nicht schwer, und wenn man sich wechselseitig ablöste, so konnte man hoffen, jeden Tag einige Meilen zurückzulegen, bis Marie im Stande sein würde, zu gehen. Alfred willigte ein, und mit Sonnenaufgang ging er mit Malachi in den Wald, um Aeste abzuhauen. Bei ihrer Zurückkunft fanden sie die Truppe schon munter; Marie fühlte wenig oder gar keine Schmerzen mehr, und nahm ihr Frühstück von den ihr vorgesetzten Nahrungsmitteln, welche nur spärlich vertheilt werden konnten. Als Alle gegessen hatten, legten sie Marie auf die Tragbahre, und begannen ihren Marsch, indem sie die Gefangenen in die Mitte

nahmen; denn es schien ihnen nicht räthlich, diese jetzt schon loszulassen. Am ersten Tage konnten sie nur einige Meilen zurücklegen, denn sie mußten gegen Mittag auf längere Zeit anhalten, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Die Truppe wurde unter einem großen Baum, welcher als gutes Merkzeichen diente, unter der Aufsicht des Kapitäns zurückgelassen, indessen Malachi und Alfred auf die Jagd ausgingen. Als diese bei eintretender Nacht mit einem Hirsch, welchen sie erlegt hatten, zurückkamen, berichtete ihnen die Erdbeere, die Indianerin habe ihr erzählt, daß ohngefähr zwei Meilen südwärts ein Fluß sei, welcher in einen großen See münde, und daß an den Ufern desselben zwei Kanoes in einem Gebüsche verborgen seien; der Fluß sei breit und fließe schnell; auf demselben würden sie bald in den See gelangen, und auf diesem könnten sie mit den Kanoes bis an die Niederlassung fahren. Dies erschien der Beachtung werth, weil man auf diesem Wege viel Zeit ersparen, Marie aber sich während der Fahrt vollständig erholen konnte. Man beschloß daher, den Fluß und die Kanoes aufzusuchen, welche, wie die Indianerin versicherte, groß genug seien, um Alle aufzunehmen.

Am nächsten Morgen machten sie sich, von der Indianerin geführt, auf den Weg, und kamen Nachmittags am Ufer des Flusses an. Sie fanden die Kanoes groß genug und in gutem Stande, zogen sie ins Wasser, und setzten ihre Einschiffung auf den folgenden Tag fest; dann gingen sie aus, um noch mehr Nahrungsmittel für ihren Unterhalt während der Fahrt herbeizuschaffen. Alfred, Malachi und John zogen zu diesem Ende zusammen aus. William war jetzt schon so ruhig und zufrieden geworden und so gern in Maries Nähe, daß es schien, als sei er aus seinem indianischen Traume erwacht, und alle seine vorigen Verhältnisse seien ihm wieder gegenwärtig. Es war daher nicht länger nothwendig, ihn zu bewachen; auch ging er nicht von Maries Seite, und begann bereits, Fragen

zu thun, welche bewiesen, daß er Vieles, was er während seines Aufenthalts bei den Indianern vergessen hatte, wieder in sein Gedächtniß zurückrief.

Die Jäger machten eine gute Jagd, und kehrten mit so viel Wild zurück, daß sie auf vier bis fünf Tage versehen waren. Am folgenden Morgen ließen sie die Gefangenen in dem Walde zurück, bezeichneten ihnen die Gegend gegen Norden als die, wohin sie gehen sollten, entfesselten sie und setzten sie in Freiheit. Hierauf stiegen sie in die Kanoes, und fuhren schnell den Strom hinab.

Der Fluß, auf welchem sie sich eingeschifft hatten, war damals den Europäern noch wenig bekannt; er heißt jetzt die Themse, und ist ein schöner, schnellfließender Strom. Sie schifften drei Tage fort, indem sie Nachts ausstiegen, um zu schlafen und ihre Nahrung zuzubereiten. Am vierten Tage waren sie genöthigt, längere Zeit anzuhalten, um sich mehr Nahrungsmittel zu verschaffen. Sie waren glücklich, und am nächsten Tage liefen sie in den See ein. Marie war nun vollkommen wiederhergestellt und fand Vergnügen an der Reise. Die Gegend war in voller Pracht; die Bäume am Ufer wiegten ihre Aeste in dem Wasser; doch schien das Land unbesohnt zu sein, denn sie begegneten keinen Indianern und sahen auch keine Hütte derselben am Ufer. Zuweilen verscheuchten sie die Hirsche, welche zur Tränke an den Strom herabkamen. Als sie einst um eine Landzunge fuhren, kamen sie an einem Rudel Hirsche vorbei, welche quer über den Strom schwammen, und erlegten so viele derselben, daß sie hoffen konnten, bis zu ihrer Ankunft auf der Niederlassung genug zu haben.

William war jetzt schon ganz erfreut, dem Indianerleben wieder entzogen zu sein, und schien ängstlich die Wiedervereinigung mit seinem Vater und seiner Mutter zu erwarten, nach welchen er un-

aushörlich fragte. Er schien sein Englisch wieder gelernt zu haben; aber obwohl er Alles verstand, was gesprochen wurde, so wurde ihm das Sprechen doch so schwer, daß er sich anfangs nur mühsam ausdrückte. Das Wetter war so schön und der See so ruhig, daß sie eine schnelle Fahrt machten, obgleich sie mehrmals während der Nacht anhielten. Ihre einzige Beschwerde waren die Moskitos, welche gleich Wolken über sie herfielen, wenn sie landeten, und nur durch große Feuer und dichten Rauch zu vertreiben waren. Aber dieses Ungemach wurde in der Freude über die Befreiung der Gefangenen und über den glücklichen Erfolg der Unternehmung nicht beachtet. Vielmehr dankten Alle Gott von Herzen, und Niemand mehr als Marie und Kapitän Sinclair, welcher nie von ihrer Seite wich.

Am sechsten Tage wurden sie durch den Anblick des Forts, welches sie in der Ferne liegen sahen, erfreut. Obgleich ihre Wohnung wegen des dazwischen liegenden Waldes nicht gesehen werden konnte, so wußten sie doch, daß sie nur noch zwei Meilen von derselben entfernt seien. In weniger als zwei Stunden gelangten sie an die Prairie und landeten an dem Orte, an welchem ihre Barke angebunden war. Herr und Frau Campbell hatten die Kanoes nicht bemerkt; denn so ängstlich sie auch jeden Tag die Rückkehr ihrer Kinder erwarteten, so war doch alle ihre Aufmerksamkeit nach der Landseite gerichtet, und sie ahnten nicht, daß sie zu Wasser zurückkommen würden. Sie standen vor den Pallisaden; Heinrich trat eben aus dem Hause, und rief, nach dem Wasser hinblickend: „Vater! Mutter! Da sind sie! Da kommen sie!“

Herr und Frau Campbell wandten sich um, eilten den Kommenden entgegen und schlossen Marie in ihre Arme. William hatte sich auf Anrathen der Uebrigen anfangs noch verbergen müssen, weil man fürchtete, daß sein plötzliches Erscheinen die Eltern, die ihn seit zwei Jahren für verloren hielten, zu sehr erschüttern würde. Erst als

man diese allmählich vorbereitet hatte, holte man den Knaben herbei; aber seine Erscheinung wirkte doch so mächtig, namentlich auf seine Mutter ein, daß diese ihren Gefühlen fast unterlag. Sie bedeckte das theure Kind, das sie so lange als todt beweint hatte, mit ihren Küssen und ihren Thränen, und führte ihn dann in die Arme seines Vaters, der ihn unter Freudenthränen umarmte. Bei dem Abendessen erzählte Alfred, auf welche Weise es ihnen gelungen wäre, die beiden Gefangenen zu befreien; Marie aber berichtete von den einzelnen Umständen ihrer Gefangennehmung und von den Leiden, die sie auf dem Marsche hatte ausstehen müssen. Vor dem Schlafengehen brachte Herr Campbell in dem Abendgebet dem Allmächtigen seinen Dank für die wunderbare Errettung seiner geliebten Kinder dar.

15. S c h l u ß.

Am nächsten Tage erwachten Alle gesund und wohlbehalten. Martin war der Einzige, der noch an seiner Wunde zu leiden hatte; nachdem diese aber durch Herrn Campbell verbunden worden war, hörten die Schmerzen auf. Kapitän Sinclair begab sich in das Fort, um dem Kommandanten den glücklichen Ausgang der Unternehmung zu melden, kehrte jedoch schon nach zwei Tagen auf die Ansiedelung zurück. Da auch Marie sich von den Anstrengungen ihrer Gefangenschaft vollständig erholt hatte, so bewegte sich Alles wieder in dem früheren Geleise und die Geschäfte nahmen ihren gewohnten Gang.

In der That schien jetzt der ganzen Familie zu ihrem Glücke nichts mehr nothwendig. Die Auswanderer, welche sich auf der Campbellschen Besizung angesiedelt hatten, waren fleißige, höfliche und sehr dienstfertige Leute; sie bezeugten Herrn Campbell und seiner ganzen Familie die größte Achtung und unterstützten sie aus allen ihren Kräften; die Arbeit war, obschon das Gut sich sehr vergrößert hatte, für die vielen Hände, über die man gebieten konnte, nur leicht, und der Ertrag mehrte sich mit jedem Jahre: kurz, Freude und Ueberfluß herrschten in der Ansiedelung.

Da brachte ein Brief aus England plötzlich eine gänzliche Umgestaltung in die Verhältnisse der Familie. Herr Campbell wurde durch denselben benachrichtigt, daß ihm durch den Tod eines entfernten Verwandten ein bedeutendes Gut in der Nähe von London zugefallen wäre. Er versammelte sogleich seine ganze Familie, und sagte, nachdem er ihnen den Inhalt des Schreibens mitgetheilt hatte: „Ihr wißt, wie glücklich ich mich jetzt hier fühle, seitdem mir meine lieben Kinder wiedergegeben sind, und es ist sehr zweifelhaft, ob ich auf dem Gute in der Nähe der Hauptstadt glücklicher sein werde. In Rücksicht auf Euch jedoch, meine lieben Kinder, freue ich mich auf die Rückkehr nach England, denn ich fühle es wohl, wie große Opfer Ihr mir gebracht habt, als Ihr mir in diese Wildniß folgtet. Laßt uns sogleich Anstalten zur Rückreise treffen.“

„Ich gehe nicht mit,“ rief John; „Ihr wollt mich dort wieder in die Schule schicken! Nein, nein, kein Schulmeister soll mich wieder anschauen; ich bin ein Jäger und will hier bleiben.“

Keiner der Anwesenden konnte sich enthalten, über diese Aeußerung des Knaben zu lächeln. Es war allerdings klar, daß John für jede Schulzucht sehr ungeeignet war. Herr Campbell beruhigte ihn daher mit dem Worten: „Du sollst nicht wieder in die Schule

gehen, mein Sohn, und da Du bereits ein so tüchtiger Jäger bist, so habe ich auch nichts dagegen, wenn Du bei Deinem Handwerk bleibst. In der That," fuhr er fort, indem er sich an seine Frau wandte, „scheint es mir zweckmäßig, den Knaben unter Malachis und Martins Aufsicht hier zu lassen. Er wird hier glücklich sein, und ein unabhängiger, wohlhabender Mann werden.“

Während die Vorbereitungen zur Abreise getroffen wurden, übertrug Herr Campbell Martin und dem alten Malachi die Verwaltung seines Guts und die Sorge für John. Einen Monat nach dem Empfang des Briefs schiffte sich die ganze Familie, mit Ausnahme Johns, auf zwei Fahrzeugen ein, begleitet von Kapitän Sinclair, der seinen Abschied genommen hatte, um hinfort in der Nähe der Campbellschen Familie zu leben. In Quebec mietheten sie ein schönes und sicheres Schiff für die Ueberfahrt nach England, und sechs Wochen später befanden sie sich in Liverpool, von wo sie sich mit der Post nach ihrem Gute begaben.

Hiermit ist unsere Erzählung beendet. Wir müssen aber unseren Lesern noch kurz mittheilen, was sich weiter mit der Familie zutrug.

Heinrich blieb bei seinen Eltern, und unterstützte sie bei der Verwaltung des Guts, das ihm nach ihrem Tode zufiel. Alfred ging als Lieutenant wieder zu See, zeichnete sich in mehreren Schlachten aus, und heirathete, nachdem er seinen Abschied genommen, seine Cousine Emma. Marie vermählte sich bald nach ihrer Ankunft in England mit dem Kapitän Sinclair, der sich in der Nachbarschaft des Herrn Campbell ein Gut kaufte. William besuchte das Gymnasium und die Universität, wo er sich zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten ausbildete. John blieb in Canada, wo er zu einem geschickten Jäger und fleißigen Landwirth heranwuchs. Malachi wurde so alt, daß er in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr auf die Jagd

gehen könnte; er setzte sich im Winter an das Feuer, und wärmte sich im Sommer vor der Thür des Hauses in der Sonne. Martin blieb der treue Gefährte Johns bei seinen Jagdzügen.

Herr und Frau Campbell erreichten ein hohes Alter, wurden, so lange sie lebten, allgemein verehrt, und bei ihrem Tode von Allen, die sie gekannt hatten, beweint. Sie hatten alle Wechselfälle des Schicksals erfahren, bei jedem Ereigniß ihres Lebens aber eine so ehrenwerthe Gesinnung bewährt, daß sie im Glück nie übermüthig wurden, im Unglück nie verzagten.